

WORTlaut

FM4 Literaturwettbewerb

Die innere Sicherheit

...denn - sicher ist gar nichts.



▷▷ **Vorwort**

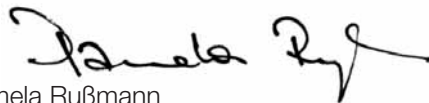
George Orwell fürchtete diejenigen, die Bücher verbieten. Aldous Huxley befürchtete, dass es eines Tages keinen Grund mehr geben könnte, Bücher zu verbieten, weil keiner mehr da ist, der Bücher lesen will. Der FM4-Literaturwettbewerb Wortlaut hat heuer zum zweiten Mal bewiesen, dass Literatur auch im Zeitalter der elektronischen Unterhaltungsindustrie um talentierten Nachwuchs nicht fürchten muss.

Bereits letzten Herbst, als wir die ersten FM4-Nachwuchsautoren bei der Preisverleihung im Wiener Gasthaus Vorstadt feierten, stand unzweifelhaft fest, dass Wortlaut 2003 eine zweite Auflage erfahren würde. Am 7. April fiel der Startschuss: Wir riefen die FM4-Hörer und Hörerinnen auf, uns ihre Kurzgeschichten zum Thema „Die innere Sicherheit“ zu schicken. Nachdem die dreimonatige Einsendefrist zu Ende war, trauten wir unseren Augen nicht: Ziemlich genau 600 Texte wurden uns aus Österreich, Deutschland und der Schweiz in die Redaktion geliefert - um ein Fünftel mehr als letztes Jahr!

Die redaktionelle Vorjury (Zita Bereuter, Elisabeth Gollackner, Hosea Ratschiller, Pamela Rußmann, Rudi Schöllerbacher, Markus Zachbauer) verbrachte die Sommermonate mit dem aufwändigen Ausleseprozess, bis wir uns endlich schweren Herzens auf die besten sechzehn von 600 Geschichten einigen konnten. Diese sechzehn Texte gingen an die fünfköpfige Profi-Jury: Jürgen Benvenuti (Autor), Florian Flicker (Regisseur/Drehbuchautor), Stefan Gmünder (Der Standard), Doris Mitterbacher (Gewinnerin Wortlaut 2002) und Elisabeth Scharang (Filmemacherin/FM4).

Und hier sind sie nun: We proudly present die zehn Gewinner des zweiten FM4-Literaturwettbewerbs. Wortlaut.

Bis 2004!



Pamela Rußmann

▷▷ **Inhaltsverzeichnis:**

1. Platz: Christina Lehner: „Blümlein fein“	2
2. Platz: Gordan Duhacek: „Die innere Sicherheit“	10
3. Platz: Christian Hostomsky: „Die innere Sicherheit oder Michael und Monika“	16
4. Platz: Götz Frittrang: „Rolf Bin Laden“	19
5. Platz: Aniraak Ynloken: „Das Mädchen“	22
6. Platz: Manfred Bruckner: „mankaischmalz – eine erzählung.“	28
7. Platz: Gertraud Klemm: „Die innere Sicherheit“	32
8. Platz: Stefan Pointner: „Die innere Sicherheit“	34
9. Platz: Anna Weidenholzer: „Das kleine Mädchen“	37
10. Platz: Friederike Gösweiner: „Die innere Sicherheit“	39



▷▷ **Blümlein fein**von **Christina Lehner**

Wir fahren mit dem Auto meiner Schwester. Sie holt mich ab, bleibt aber in ihrem Rover sitzen und hupt nur drei Mal laut auf der Straße. Ich steige ins Auto und klemme meine Jacke in der Autotüre fest. Halb so schlimm. Der Verkehr ist mäßig, wir fahren über die Reichsbrücke Richtung Donauufer-Autobahn. Die riesigen, kugelförmigen Straßenlaternen stehen in Spalier am Brückenrand. Vor uns der atemberaubende Ausblick auf die neue Skyline, der konkav gewölbte Bau der UNO wirkt wie ein buckeliger alter Kautz dagegen. Vor uns prahlt der Andromeda-Tower, eine Konstruktion aus Glas und Stahl, die in geometrischen Mustern reflektiert. Ich beginne, die Etagen des Turms zu zählen, schaffe es aber nur bis zur Einundzwanzigsten. Amerikanische Fassadenbauweise. So schaut es wahrscheinlich in Chicago aus. Auf der rechten Seite ein riesiger Wohnkomplex, entworfen von einem austro-australischen Architekten, verschachtelte weiße Bauten mit goldglänzenden Blättern auf der fensterlosen Nordseite - sehr hübsch, für den australischen Geschmack, nehme ich an.

„Was hat er zu dir gesagt?“

„Wer?“

„Na wer schon, unser Vater.“

„Wieso, was soll er gesagt haben?“

„Hast DU mit ihm telefoniert oder ich? Wieso will er uns sehen?“

„Ich habe keine Ahnung. Wahrscheinlich nur einfach so.“

Nur einfach so. Und deswegen opfere ich meinen Samstag.

„Wahrscheinlich müssen wir ihm das Essen kochen.“

„Jetzt sei doch nicht immer gleich so negativ“, meint Cornelia. „Menschen können sich ändern.“

„Der nicht.“

Stille senkt sich über uns und ich studiere die Schilder entlang der Autobahn.

„Tuttendörfel, 3 km“, steht auf einem. Ich stelle mir vor, dass in dem Dorf nur Frauen mit riesigen Brüsten leben. Eine Bäckerin mit Körbchengröße 85F, eine Friseurin mit 90E, eine alternative Lehrerin ohne BH, der die Brüste wie halbvolle Strohsäcke bis zum Rockbund baumeln.

„Wieso lachst du?“

„Ach, nur so.“

Eineinhalb Stunden später sind wir da. Mir ist schlecht von der kurvenreichen Landstraße. Das Dorf ist noch kleiner als ich es in Erinnerung habe. Genau betrachtet besteht es lediglich aus einer größeren Ansammlung von Häusern, die sich entlang der Kaiser Ferdinand-Nordbahn aneinander kauern. Als ich mit meiner Schwester und meiner Mutter noch hier lebte, stand Glasnost nicht im Duden und der Vorhang war noch eisern. Wir hatten einen Fleischerladen mit einem angrenzenden Schlachthof.

Die Bauern der Umgebung brachten meinem Vater das Rind und die Schweine vorbei, die von grobschlächtigen Gehilfen zur Schlachtbank geführt wurden. Von den Vorgängen im Schlachthof selbst bekamen ich und Cornelia nur soviel mit, dass uns das Tiergebrüll beim Fernsehen störte und wir ärgerlicherweise nicht verstanden, was der faule Willi gerade zur Biene Maja sagte.

Meine Mutter arbeitete im Laden. Sie zerteilte die großen Stücke mit einem chromblitzenden Hackmesser und verwandelte sie in Rindsfilets, Mignons, Bauchfleisch für Gulasch, Karree, Selchfleisch, Schnitzerl und Kotelett. Der Rest wurde in Darmhaut gestopft, wir Kinder durften ihr dabei helfen. Wenn meine Mutter nicht zusah, nahmen wir die noch frischen Därme, legten sie feinsäuberlich auf den Boden und hüpfen mit voller Wucht darauf. Manchmal klebten die

Fäkalien zwei Meter hoch an der Wand.

Am Sonntag wurde nicht gearbeitet, dann herrschte eine unangenehme Stille, die nur stündlich von der vorbeifahrenden Bahn und den Kirchenglocken unterbrochen wurde. Ich erinnere mich noch an jenen Sonntag am ersten Mai: während meine Mutter Jausenbrote für einen Ausflug schmierte, standen Cornelia und ich auf der Rückenpolsterung des Wohnzimmersofas, lehnten uns aus dem Fenster und beobachteten vergnügt das Treiben auf der Straße. In abgesprochener Eintracht stolzierten Männer und Frauen nebeneinander her, zum Maiaufmarsch fesch aufgeputzt in ihrer Sonntagsstaat. Die Männer trugen vorwiegend schwarze Anzüge mit roten Nelken am Revers, die Regionaltracht mit ausgebeulten Schweinslederhosen und gezopften Wollstutzen war den Anhängern der bürgerlich-konservativen Partei vorbehalten. Angeführt wurde die Menge von einem weißen Kleinbus, auf dessen Dach ein Lautsprecher montiert war, der verzerrte und unverständliche Parolen in die Menge schleuderte. Aus den Fenstern hingen rot-weiß-rote Fahnen, selbst die Schranken des Bahnübergangs waren mit roten Bändern geschmückt. Sie zogen heftig an ihren Knoten, so als würden sie sich losreißen und dem Spektakel entfliehen wollen. Dem Aufmarsch folgten in einigem Abstand die Blasmusiker, ausstaffiert mit blauen Uniformen, an denen goldene Knöpfe funkelten. Sie schritten zackig die Straße neben den Schienen entlang und wehrten sich tapfer gegen den gewaltigen Lärm des vorbeifahrenden Zuges. Fünf Paar rote Backen blähten sich schweißglänzend unter den Trompeten, zwei Arme wurden heftig gegen die Trommel geschwungen, zig Finger tanzten quirlig auf Querflöten auf und ab, und ein Stock wurde unaufhaltsam um einen weißen Handschuh gewirbelt. Und dann kam plötzlich alles zum Stillstand. Die Wangen der Bläser fielen erleichtert ein, die Arme des Trommlers fielen erschöpft an seine schwammigen Hüften, sämtliche Finger rasteten schlaff auf dem silbrigem Metall der Querflöten. Nur der Taktstock stampfte bockig auf das Pflaster der Landstraße. Mit nur einem Schwung, untermalt von lautem Geklappere der Absätze - es fuhr gerade kein Zug durch - kehrten uns sämtliche Musiker erwartungsvoll ihre Gesichter zu. Die gesamte Truppe hatte vor unserem Haus Halt gemacht, gebannt schaute jeder einzelne zu unserem Fenster herauf. Die Brustkörbe der Musikanten hoben und senkten sich immer noch, die goldenen Knöpfe spannten und entspannten sich rhythmisch auf ihren Jacken und reflektierten neckisch das Sonnenlicht. Alles in allem ein großartiges Schauspiel, das nur uns beiden kleinen Mädchen zuteil wurde. Und wir genossen es und erwiderten mit gleicher Spannung ihre Blicke. Und war da nicht rechts außen der Jagdgehilfe, der mit der Trompete, der uns immer das Wildbret brachte? Er schnaufte mit den anderen im Takt und ahnte noch nichts von seinem künftigen Prostataleiden. Ich weiß nicht wie viele Minuten vergangen waren, wahrscheinlich nicht mehr als vier oder fünf, als sich Unruhe in der Gruppe breit machte. Dort und da begann man zu tuscheln, die Blicke wanderten immer wieder suchend zu unserem Fenster herauf. Schließlich wandte sich der Dirigent an seine Musiker - er war einer der Schlachter meines Vaters - und rief dem Trommler in der letzten Reihe etwas zu. Sogleich kamen dessen Arme wieder in Bewegung, sie sausten unaufhörlich auf das bespannte Fell und produzierten den lautesten Trommelwirbel, den ich je gehört hatte. Mein Vater schreckte aus seiner Zeitung auf und schaute uns stirnrunzelnd an.

„Papa, da sind ganz viele Musiker unten auf der Straße!“

Wir mussten über das ganze Gesicht gestrahlt haben, als sich mein Vater plötzlich auf mich und meine Schwester stürzte und uns vom Fensterbrett zerrte und unsere Köpfe in das Sofa drückte. Ich habe noch heute das Muster des Stoffbezuges vor Augen, braune große Rauten auf hellgrünem Untergrund. An manchen Stellen waren die Fäden etwas lockerer, ich zog vorsichtig mit dem Fingernagel daran und stellte mir vor, ich würde Gitarre spielen, während ich versuchte durch den Mund einzuatmen.

„Wieso hast du den Kindern erlaubt, am Fenster zu stehen!“, brüllte mein Vater in die Küche, während er noch immer unsere Köpfe hielt.



Es folgte ein heftiger Schlagabtausch, bei dem sich herausstellte, dass mein Vater als Unternehmer und Arbeitgeber den Blasmusikern Tribut zu zollen hatte. Das schien am Tag der Arbeit nur recht und billig. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte mein Vater sich dieser Verpflichtung entziehen können, indem er mit uns Kindern rechtzeitig auf Sonntagsausflug fuhr. Nur dieses Jahr sahen die Blasmusiker zu ihrer Verwunderung zwei runde, fröhliche Gesichter am Fenster des Schlachthofbesitzers und machten erfreut ihre Aufwartung.

Zwei Stunden später erklimm mein Vater mit schlanker Brieftasche mürrisch mit uns die Plattform der Aufsichtswarte an der Staatsgrenze. Ich war damals furchtbar enttäuscht, als ich endlich schwitzend und keuchend ganz oben stand und sich vor mir nichts anderes als slowakische Wiesen und Wälder ausbreiteten, die sich um nichts von den unsrigen unterschieden. Ich hatte mir erhofft, ausgemergelte, vom Ruß der Braunkohle geschwärzte Gestalten zu erblicken, die mit wehmütigen Blick in unser Land herüber spähten.

Cornelia stapft steif zur Tür, die Arme tief in ihrer Jackentasche vergraben. Ich hinterher, die Arme in meinen Jackentaschen vergraben. Wir stehen nebeneinander auf der Türschwelle und starren die Türglocke an. Neben mir tickt es ständig aus Cornelias Tasche.

„Was zum Teufel ist das?“

„Mein Counter.“

Ach so. Alles klar.

„Was bitte ist ein Counter?“

Cornelia holt das Ding aus der Tasche. Es ähnelt einem kleinen Wecker mit riesiger Digitalanzeige. 364 ist zu lesen.

„Damit zähle ich meine Mantras“, klärt mich Cornelia auf. „Schau! Ich habe schon 364 Mal ‚Ich bin stark‘ gesagt.“

Das Haus meines Vaters steht eingepfercht zwischen dem Gasthaus und einer Raiffeisenbank. Keine besonderen Merkmale, ein Einfamilienhaus wie jedes andere, schlicht, einfallslos, fünf Fenster, oben drei, unten zwei, dazwischen die Eingangstür aus Eschenholz. Aber Balkonblumen fehlen. Immerhin. Die Raiffeisen-Bank war früher nicht da, ihr knallgelbes Logo wirkt in dieser Einöde etwas deplatziert. Das Gebäude gehörte damals einer alten Kriegerwitwe, die uns Mädchen immer mit ihren Krücken an die Schienbeine geschlagen hatte. Gott hab sie selig. Die schmucklose Fassade wurde neu gestrichen und die holzverleimte Eingangstür gegen eine gläserne Schiebetüre ausgetauscht. Wie als Zeichen dafür, dass das Leben auch hier nicht stehen geblieben ist. Das Gasthaus sieht noch genauso aus wie früher, die gleiche gelblich-verschmutzte Front aus grobem Putz, schmale, dunkelbraune Fensterrahmen mit hellbraunen Vorhängen aus Makramee. Über der geschnitzten Eingangstür die weißen Kreidezeichen der Heiligen Drei Könige und ein Messingschild „Zum goldenen Hirschen“. An manchen Feiertagen gingen wir dorthin essen, und ein einziges Mal an einem Wochentag, als meine Mutter Lungenentzündung hatte und beim besten Willen nicht mehr aufstehen konnte. Es war immer zum Bersten voll, der bunte Geruch von unzähligen im Fett gebratenen Speisen und Tabakrauch hing in der Luft. Und es war entsetzlich laut. Witze und Anekdoten wurden ausgetauscht, es wurde gesungen, Karten gespielt und nach der Wirts Gitti geschrien. Die Wirts Gitti war die Frau des Gasthofbesitzers, hatte das Gebiss und das Lachen eines Schimpansen und den Hintern einer faltigen Elefantenkuh. Wir Mädchen mussten still am Tisch sitzen („Ihr red's, wenn ihr gefragt werd's“ - und wer fragt schon sieben- und zehnjährige Mädchen?). Mit der erbarmungslosen Faszination, wie nur Kinder sie haben können, beobachteten meine Schwester und ich all die körperlichen Unzulänglichkeiten der Anwesenden. Wir betrachteten stumm das Kaleidoskop an Gesichtern, Mimik und Gesten. Alleine die Zähne gaben eine Menge her. Die Frau vom Gemischtwarenhändler hatte unglaublich lange Zahnhälse, die wie Stalagmiten aus



ihrer entzündeten Zahnfleisch baumelten. Wenn sie lachte, sah es aus, als ob eine leichte Brise durch ein Windspiel fuhr. Die Bäckerstgattin hatte dick gefüllte Lippen wie Bratwürste - ihr Mund sah aus, als zöge ihr jemand von hinten die Mundwinkel soweit auseinander bis ihre Oberlippe aufrollte. Der Oberförster hatte münzgroße Ohrläppchen, die, wenn er sprach, hin und her wippten wie Topflappen auf einer Wäscheleine. Seinem Tischnachbarn sprossen dicke, graue Haarbüschel aus der Nase und ich stellte mir vor, wie er sie am Abend mit einem feinen, elfenbeinernen Miniaturkamm durchfrisierte und es wie Sternschnuppen auf seinen Schoß nieder rieselte.

"Meinst du, er ist gar nicht zu Hause?", fragt mich Cornelia, nachdem sie zum zweiten Mal geläutet hat und ihr Timer ungeduldig weiter tickt.

"Freu dich lieber nicht zu früh", antworte ich als ich im Flur Schritte höre.

Unser Vater ist wahnsinnig nett zu uns, so nett, dass es uns fast unheimlich ist. Er hat sich extra seine Sonntagsstrickjacke angezogen, die er schon seit gut zwanzig Jahren hat. Die braune Schnürsamthose dürfte neu sein, sie hat keine ausgebeulten Knie. Er schaut für seine 65 Jahre gar nicht mal so schlecht aus, von seiner roten, übersäuerten Gesichtsfarbe einmal abgesehen. Er tischt uns den besten Waldviertler Most auf, den es hier in der Gegend gibt. Sagt er zumindest, aber ich glaube ihm sogar. Wir tauschen ein paar Prosts und Floskeln aus, wie es uns geht und so weiter. Es geht uns allen gut. Dann plaudern wir etwas über das Dorfleben. Mein Vater erzählt uns, dass sie einen Maibaum aufgestellt hätten, direkt beim Bahnhof. Sein Firmenname ist auf einer wunderschönen Messingplakette eingraviert, die sie auf den Stamm genagelt haben (daneben hängt die Plakette der Raiffeisenbank). Er hat dafür nur ein halbes Kalbshirn für den Bürgermeister spenden müssen. „Wirklich eine Okkasion“, pflichte ich ihm bei. Ich kann ihn gerade noch davon abhalten, mit uns zum Bahnhof zu marschieren. Mein Magen fängt zu knurren an und ich frage meinen Vater, ob die Wirts Gitti noch immer so gute Schlutzkrapfen macht. Die Schlutzkrapfen gäbe es noch immer, aber die macht jetzt ihre Tochter, weil die Wirts Gitti Thrombosen in den Beinen hat. Aber wir bräuchten keinen eiweißarmen Brei zu essen, nicht solange er der Gastgeber ist. Er hat zur Feier des Tages extra eine Gans für uns organisiert.

„Für meine beiden großen und schönen Töchter!“, ruft er mit glänzenden Augen und hebt sein Glas.

Ich trinke nicht mit.

„Du weißt genau, dass ich Vegetarierin bin.“

„Was bist du?“

Er tut, als wüsste er von nichts.

„Schon seit mindestens elf Jahren.“

„Das hör ich heute zum ersten Mal, dass meine Tochter eine Körndlfresserin ist.“

Ich gebe auf, es hat einfach keinen Sinn mit meinem Vater zu diskutieren.

„Ist doch egal. Isst du halt nur das Rotkraut“, meint meine Schwester.

Ich werfe ihr einen Blick zu. Sie schaut mich mit „Beginn-jetzt-ja-keinen-Streit“-Augen an. Ich beginne keinen Streit, aber nur ihretwegen.

Es stellt sich heraus, dass wir die Gans erst vom Bauern abholen müssen.

„Wahrscheinlich ist sie noch nicht einmal gerupft“, raune ich Cornelia zu, als wir im Fond des 3er-BMWs (Allrad, Anhängerkupplung) sitzen.

„Haha, sehr witzig.“

Fünf Minuten später sind wir da. Der Vierkanthof liegt geduckt zwischen Mostbäumen. Dicke Mauern aus groben Steinen, mit Mörtel zusammengehalten. Kleine Fenster mit Fensterkreuz und Häkelgardinen, aber keine rot karierten Vorhänge, sondern neomodische Rollos. Obenauf ein graues Schindeldach mit Satellitenschüssel für lange Winternächte. Wir betreten die Stube durch die niedrige, verwitterte Holztüre. Mein Vater muss sich bücken. Der Bauer begrüßt

meinen Vater überschwänglich: „Mei, da Schlachter-Ferdi, dass man di a wieder amoi sieht!“ Er muss sich nicht bücken. Er hat meine Größe, oder ich seine, aber gottlob nicht seine Statur. Behagliche Wärme schlägt uns entgegen, die aus dem mächtigen Gusseisenherd dringt. Durch die kleine Öffnung der Ofentür sieht man lustig rote Flammen züngeln. Auf der schwarzen Eisenstange hängen zwei Paar graue Schafswollsocken zum Trocknen. Irgendwo hab ich gelesen, dass eine alte Frau ihren erwachsenen Enkel auf dem Boden sitzend gefunden hat, stranguliert mit seinem eigenen Schal an der Ofenstange, splitterfasernackt mit einer gewaltigen Erektion. So ein Pech muss einer mal haben.

Der Bauer heißt uns an dem großen Holztisch, der mit Stichwunden von Jausenmessern übersät ist, Platz zu nehmen.

„Kum, Gerti, bring uns den Schnaps!“, schreit er die gegenüberliegende Wand an, hinter der sich vermutlich Gerti befindet.

Es dauert eine Weile, bis sie in die Stube kommt, eindeutig immigriert aus Tuttnhöf, mit einer fleckigen Schürze um ihre ausladende Taille und vier Schnapsgläsern in der Hand.

Bauer: „Wieso hot denn des so lang gedauert?“

Bäuerin Gerti: „Geh, halt's zam!“

Wir werden zu einem Glas 60%igen Obstler genötigt, ich bekomme einen halben Zentimeter mehr, nachdem ich höflich abgelehnt habe.

„Durchs Trinken kuman d'Leut zam!“

Meine Kehle brennt höllisch, beim zweiten Schnaps schon etwas weniger.

„So große Mendscha seids wordn, mei wie die Zeit vergeht!“, begeistert sich unser Gastgeber und mustert unsere Oberweite wohlwollend.

Wir trinken darauf, dass die Zeit so schnell vergeht.

„Vergisst du eh nicht auf die Gans?“, schreit Cornelia unserem Vater zu, der laut grölend „So ein Tag, so wunderschön wie heute“ im Duett mit dem Bauern zum Besten gibt.

„Ich wette, die läuft noch quietschlebig im Hof herum“, sage ich zu Cornelia.

Cornelia kitzelt sich selbst unter den Achseln.

„Unheimlich lustig. Ich lach mich krank.“

Der Bauer führt uns in den Hof, wo die Gans mit ihren Geschwistern quietschlebig im Hof herumläuft. Ich verfall in Lethargie und Cornelia stellt ihren Counter auf „Ich bin nicht hungrig - ich bin nicht hungrig“ ein.

„Na, welche hättet's denn gern?“, fragt der Bauer jovial in die Runde.

Er klatscht dabei fröhlich in die Hände, was die Gänse dazu veranlasst, in erbostes Schnattern auszubrechen und hektisch im Hof herumzulaufen.

„Cornelia, Marlene, sucht euch eine aus“, meint mein Vater gönnerhaft.

Er steht neben dem Bauern, beide breitbeinig (der Bauer mit nackten, storchenhaften Wadn in knapp unterhalb vom Knie endenden Schweinslederhosen), beide eine leuchtend rote Gesichtsfarbe.

Cornelia und ich schauen uns an.

„Das kannst du übernehmen“, teile ich Cornelia mit.

„Danke, sehr großzügig.“

Meine Schwester lässt ihren Blick über die Gänse schweifen. Sie flattern noch immer aufgeregt herum. Ich stelle mir vor, ich wäre an ihrer Stelle und ein riesenhafter Zyklop begutachtet mich und meine Familie, um sich einen von uns zum Mittagessen auszuwählen. Wahrscheinlich würde ich auch nur hilflos herumlaufen und Blickkontakt vermeiden (was bei einem Auge nicht allzu schwer sein dürfte). Ich würde nur einen Gedanken im Kopf haben: „Bitte nicht mich, bitte nicht mich.“ Aber wen dann? Meinen Schwager könnte ich vermutlich verschmerzen. Und meinen Vater.

„Die da“, konstatiert Cornelia fachmännisch und zeigt auf das prächtige Hinterteil einer Gans,

die mit Sicherheit jeglichen Blickkontakt vermieden hat. Mein Vater nickt wohlwollend. Der Bauer dreht sich um, öffnet die Tür zur Stube und schreit: „Gerti, hol die Tüchln!“ Ich schaue fragend Cornelia an, Cornelia schaut fragend meinen Vater an und mein Vater grinst nur dämlich.

Wenig später erscheint die Bäuerin im Türrahmen, mit einigen bunt gemusterten Tüchern in der Hand.

Bauer: „Wieso hot denn des so lang gedauert?“

Bäuerin Gerti: „Geh, halt's zam!“

Sie treibt die wild schnatternden Gänse innerhalb weniger Minuten in einen umzäunten Kobel. „Geh, Mäd, helft's ma halt!“

Wohl oder übel marschieren Cornelia und ich quer über den von Gänsekot übersäten Hof zum Gänsestall. Die Bäuerin herrscht uns an, eine Gans zu packen und sie festzuhalten, während sie ihr eines der Tücher über die Augen bindet. Es sind nette Tücher, mit bunten Blumen- und Obstmotiven. Im Augenwinkel sehe ich, wie der Bauer einen Holzpflöck aufstellt, in dem eine riesige Axt steckt. Mein Kehle wird eng und ich bekomme einen wagen Eindruck davon, wie sich Marie Antoinette gefühlt haben muss.

„Aber das ist nicht die Gans, die ich ausgesucht habe“, protestiert meine Schwester tapfer. „Natürlich ned. Die andern kriegen die Tüchln umgebunden, damit's ned sehn, wie deine Gans ihren Kopf verliert. Des macht sie sonst hysterisch und das is ned gut fürs Fleisch.“

Zwölf Minuten später waren fünf der sechs Gänse mit einem Tuch versehen, eine weitere Minute später war die sechste Gans tot. Es hört sich furchtbar an, wenn die Axt zuerst die Luft und dann Haut und Sehnen durchschneidet, um schließlich mit einem dumpfen Knall auf dem Holzpflöck zu landen, aber gesehen habe ich nichts, nur bunte Blumen und Äpfel.

Gerti hat mir netterweise eines ihrer Tüchln geliehen.

Während des Mittagessens um vier Uhr Nachmittag - es gibt Rotkraut mit Bratkartoffeln - erzählt uns unser Vater Schwänke aus der Kindheit, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Die Gans liegt noch immer kopflos auf der Anrichte, es hat vorhin einen kurzen Streit gegeben, weil meine Schwester und ich uns weigerten, die Gans zu rupfen und auszunehmen.

Vater: „Stellt's euch nicht so an! Ihr seid's schließlich Schlachterstöchter! So eine Schand!“

Ich: „Ich find's eine Schand, dass du uns in deiner Gier nicht mal ins Wirtshaus einlädst!“

Cornelia (beschwichtigend): „Essen wir halt nur das Rotkraut.“

Während wir also das köstliche Rotkraut genießen, verliert sich mein Vater in der Schilderung einer Rodelfahrt, bei der meine Schwester und ich schreiend über einen Hang hinuntersausten und ein Hund die gesamte Abfahrt hechelnd und bellend hinterherlief. Es muss angeblich ungemein lustig ausgesehen haben, wie der Dobermann erfolglos versuchte, nach unseren Kapuzen zu schnappen. Ich höre nur halb hin. Es ist gemütlich im Wohnzimmer, eine alte Grabkerze flackert, sie taucht uns alle in ein angenehmes, rötliches Licht. Mir ist herrlich warm, der Most und der Schnaps tun ihre Wirkung.

„Gehen wir in die Abendandacht! Das wär doch was!“, ruft mein Vater und springt begeistert auf.

Cornelia und ich verwandeln uns augenblicklich zu Stein.

„Was ist! Auf-auf! Keine Müdigkeit vorschützen!“

Meine Schwester schaut mich entsetzt an. Unser Vater hat sich bereits seinen Jagerhut aufgesetzt.

„Darfst du denn überhaupt in die Kirche gehen, als Geschiedener und so?“, versucht Cornelia das Unvermeidliche abzuwenden.

Er wirft ihr einen vernichtenden Blick zu.

„Solange ich oder deine Mutter nicht wieder heiraten, sind wir vor Gott immer noch ein Paar.“

Und das obwohl sie schon 18 Jahre geschieden sind. Meine Schwester und ich ziehen uns widerwillig an, wir sind äußerst erpicht darauf, wieder hinaus in die kalte Mailuft zu gehen, nur um uns vom gesamten Dorf in der Kirche begaffen zu lassen.

Aber die Sitzreihen sind fast leer, nur ein paar alte Leute, vorwiegend Frauen, kauern vereinzelt zwischen den Bänken. An den Wänden hängen dicke Barockengel mit goldenen Flügeln, die mich an die arme Gans erinnern. In der Kirche ist es so kalt, dass ich milchige Wolken atme. Ich paffe eine nach der anderen aus und stelle mir vor, ich säße in einem gemütlichen Wiener Café mit einer Zigarette in der Hand. Der Pfarrer sieht aus wie ein Tattergreis, völlig verschrumpelt, in sich zusammengesunken. Ich glaube nicht, dass er den Kellnerinnen noch immer an die Titten fast. Unter den Ministranten ist sogar ein Mädchen. Das hätte es früher nicht gegeben, meint mein Vater. Die Lesung wird von einem der Ministranten gehalten, weil vermutlich aus der Kirchengemeinde niemand mehr die Buchstaben entziffern kann. Dazwischen Kirchenlieder, die von zitterigen Stimmen gesungen werden, unterbrochen nur durch das schmatzende Geräusch eines lose sitzenden Gebisses. Dann folgt eine kurze, aber verworrene Predigt: „Liebe Schwestern und Brüder!“, verkündet der Pfarrer laut, blickt erwartungsvoll in die kleine Runde und klappt seine Dritten mit einem Zungenschnalzen nach vor.

„Am dritten Tag fand in Kana in Galiläa eine Hochzeit statt. Als nun der Wein zu Ende ging – Schnalz-, sagte Jesus zum Oberkellner: Bringe mir sechs steinerne Wasserkrüge. Der Oberkellner brachte sie ihm und Jesus verwandelte sie zu Wein – Schnalz! Und sie alle tranken den Wein, und jeder Mensch gibt zuerst den guten Wein und erst wenn alle stockb`soffen sind, den schlechten, aber nicht der Huber Karl, der Geizhals! Nein, der gibt gleich den schlechten, und am nächsten Tag sucht mich teuflisches Kopfweh heim! Geiz ist eine der sieben Todsünden!! Merkt euch das, meine lieben Schwestern – Schnalz - und Brüder!“

Er hält eine eindrucksvolle Pause. Keiner rührt sich. Mein Vater starrt seine Schuhspitzen an. „Amen.“

Der Pfarrer nickt und presst nochmals mit Nachdruck sein Gebiss nach vor. Endlich erklingt der helle Ton der Silberglöckchen, der Pfarrer bricht das Brot, trinkt den Wein (vermutlich vom Huber Karl), sagt seine Psalme auf und verwendet dazu ein ungefähr achtjähriges, lebendes Rednerpult. Die Ministrantin steht vor ihm und hält demütig ihr Haupt gesenkt, während der Pfarrer sein wuchtiges, schwarzes Buch auf ihrem Rücken liegen hat. Die Ministrantin ist sichtlich stolz darauf. Aber was versteht eine Achtjährige schon von Menschenwürde? Doch niemand beschwert sich. Die alten Frauen nicht, ich nicht, meine Schwester nicht und mein Vater schon gar nicht. Schließlich wird das Mädchen von ihrer Bürde befreit, der Pfarrer bittet seine Schäfchen zur Kommunion. Mein Vater steht auf, ich bleibe sitzen. Meine Schwester wirft mir ihren „Beginn-jetzt-ja-keinen-Streit“-Blick zu. Ich fädle mich in die Reihe der langsam nach vor wandernden Greisinnen ein und verfluche diesen Tag. Es geht nicht einmal im Schrittempo weiter, ich zähle indessen die Maschen des roten Sisalläufers unter mir. Vor meinem Vater schlurften fünf Frauen, die zusammen locker ein Alter von einem Jahrtausend erreichen. Sie wirken in ihrer gebückten Haltung so zerbrechlich und klein, ich fühle mich dagegen wie eine Amazone. Allesamt sperren sie eine nach der anderen weit ihren zahnlosen Mund auf um die Hostie in Empfang zu nehmen. Der Pfarrer legt den Greisinnen unter undeutlichem Gemurme und mit erstaunlich ruhigen Bewegungen die geweihte O-Platte auf die herausgestreckte Zunge. Nicht auszudenken, wenn er Parkinson hätte. Glückselig schlurften die Alten zu ihren Bänken zurück, ungeniert an der Hostie kauend als wäre sie ein zäher Teigklumpen, in Gedanken wieder einen Schritt näher am Paradies. Aber wer weiß, vielleicht würde ich am Ende meines Lebens, das mir nichts mehr zu bieten hätte, als ein letztes Großereignis genau das gleiche tun. Dann endlich mein Vater, ich sehe nur seinen Rücken, erahne an seinen Bewegungen, dass er in diesem Moment die Hostie zum Mund führt. Er dreht sich um und geht - leicht schwankend - wieder zurück an seinen Platz. Meine Schwester



detto. Plötzlich steht niemand mehr vor mir in der Reihe, ich stehe alleine vor dem Altar, das Herz klopft mir bis zum Hals, ich bin aufgeregt wie damals als Kind. Ich weiß nicht, ob ich die Hände zu einer Schüssel formen oder einfach nur flach ausstrecken soll, so wie man es bei Pferden macht, die mit schlabberigen Wulstlippen nach einem Stück Zucker schnappen. Ich klappe in der Hektik den Mund auf, der Pfarrer steckt mir routiniert die Hostie in den Rachen. Ich spüre, wie sich die O-Platte augenblicklich an meinem Gaumen fest saugt wie ein Putzerfisch an der Glasscheibe eines Aquariums. Mit gesenktem Haupt gehe ich zurück zu meinem Platz und versuche indessen mit der Zunge die halsstarrige Hostie von meinem Gaumen in Richtung Speiseröhre zu schieben ohne dabei den Mund zu bewegen. Ein aussichtsloses Unterfangen. Wie hat es meine Schwester geschafft ohne dabei zu kauen oder zu würgen? Wartet sie einfach darauf, dass sich die Hostie von selbst auflöst? Während ich in meiner Bank knie und mir hinter gefalteten Händen etwas größere Bewegungsfreiheit verschaffe, frage ich mich, warum mein Vater und meine Schwester zwei Bänke vor mir sitzen. Cornelia dreht sich zu mir um und rollt die Augen mit einem „Nicht-einmal-das-kannst-du-richtig-machen“-Blick. Ich verkrieche mich zwischen den alten Frauen in der falschen Sitzreihe und fühle mich wie eine hoffnungslose Versagerin.

„Du übertreibst“, sagt Cornelia im Auto auf dem Nachhauseweg.

Es ist stockdunkel, die Scheinwerfer suchen verzweifelt die nächste Kurve.

„So schlimm war es auch wieder nicht.“

„Mir hat's gereicht für die nächsten zehn Jahre.“

„Am Anfang war es doch ganz nett. Ich finde, er hat sich bemüht.“

Vielleicht hat er das sogar. Aber das gibt uns nicht die Selbstsicherheit zurück, die er uns schon als Kinder genommen hat.



▷▷ **Die innere Sicherheit**

von Gordan Duhacek

Als ich 13 war, habe ich mit dem Trainieren angefangen. Meine Eltern haben gegen meinen Willen entschlossen, dass ich irgendeine außerschulische Aktivität betreiben sollte, besonders weil ich die Musikschule ausgewichen habe.

Ich war erstaunt: ich habe das Schwimmen tatsächlich gemocht. Alle anderen aus meiner Gruppe haben jahrelang Schwimmen trainiert, aber ich habe schnell nachgeholt. Ich habe mich eingeschlossen. Ich war gut.

Das Schwimmen ermöglichte mir, anderen ohne Berührung nah zu sein. Wir sind alle in demselben Wasser geschwommen, aber in verschiedenen Bahnen.

Nach einer gewissen Zeit konnte ich vorhersehen, welcher von meinen Mitschwimmern zu beschleunigen versucht, welcher seinen Rhythmus verloren hat und, meine Lieblingssache, die letzte Erfassung der Kraft. Man sollte nur das Atmen zuhören.

Ich versuchte ein Teil davon zu werden.

Sie wusste, dass sie an Krebs sterben wird. So ist ihre Großmutter, ihre Mutter und ihre Tante gestorben. Die Frage war nur: wann?

Knoten in der linken Brust, eine schnelle Operation, Metastasen an der rechten, eine Operation, wieder Metastasen, Chemo, ein kurzer Rückzug, neue Metastasen, wiederum eine Operation (nur geöffnet und zugenäht), ein Bett auf der Intensivstation.

Das sind die drei letzten Jahre des Lebens meiner Mutter. Des Lebens, das sich jetzt in Tagen messen lässt. Und das Schlimmste daran ist, sie weiß es alles.

Sie ist eine Ärztin. Sie wusste schon vor drei Jahren, wie die Sache enden wird. Trotzdem war es wert zu versuchen, ohne Rücksicht auf Verlust von Brüsten, Haare und Hoffnung.

Und das Schlimmste ist, dass es mein Vater nicht weiß. Er ist auch ein Arzt. Er ist sicher, dass sie es schaffen wird. Er weiß, dass Krebs eine tödliche Krankheit ist, ist aber sicher, dass sie überlebt.

Ich habe es erst kürzlich erfahren. Durch all die Operationen, Therapien und Folter, durch das Verschwinden meiner Mutter vor meinen Augen, habe ich ständig gedacht: »Jetzt wird es besser«. Jetzt wird es auch.

Ich küsse sie auf dir Stirn und sage, ich werde morgen wiederkommen. Sie lächelt. Der Vater begleitet mich aus dem Zimmer. Er wird die ganze Nacht da bleiben. Er sagt: «Bitte, räum die Wohnung auf. Ich will, dass alles glänzt, wenn sie zurück kommt.»

Es ist nicht leicht in irgendetwas gut zu sein. Die Menschen möchten, dass du besser wirst. Dass du den anderen gegenüber besser wirst. Dass du gewinnst. Und genauso ist es beim Schwimmen.

Mein Coach will, dass ich die 50, 100 und 200 Meter Strecke schwimme. Er ist sicher, ich werde gewinnen. Er weiss, dass ich es kann. Ich trainiere schon 4 Jahre lang und ich bin sein bester Schwimmer.

Es ist mir klar, dass ich ihm nicht erklären kann, warum ich schwimme und wie ich am liebsten hinter jemandem schwimme. Wenn man der Erste ist, kann man die Wellen der anderen nicht spüren.

Ich stimme überein. Der Coach ist offensichtlich zufrieden. Er sagt mir gleich, ich muss nur auf einen anderen aufpassen. Fedja, aus der anderen Gruppe unseres Clubs.

Und vor einer Minute war ich unbesiegbar.

Die Wohnung ist aufgeräumt. Sauber. Im Backofen finde ich etwas zum Essen. Die Frau Raza war heute hier.

Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen und bin auch nicht hungrig, aber trotzdem decke ich den Tisch. Manche Menschen finden Trost in dem Schein der Normalität. Ich versuche es auch.

Das Telefon. Ich hebe ab.

- Du bist gekommen. Ich komme gleich.

Der Papa war nur für das erste Rennen anwesend. Danach musste er zur Mutter ins Krankenhaus. Ich habe mich entschieden zu tun, was alle von mir erwarten. Von Punkt A bis zum Punkt B so schnell wie möglich zu schwimmen.

Pfeife. Sprung: Ich tauche unter. Ich fange an zu schwimmen. Das Rauschen ist betäubend. Ich habe keine Ahnung, was um mich passiert. Ich berühre die Wand des Schwimmbads. Ich nehme meine Brille nieder und schaue meinen Coach an, der wortwörtlich vor Freude herumspringt. Der Sieg.

Als ich das Wasser verlasse, rennt der Vater zu mir. Er armt mich um. Es ist ihm egal, dass er nass wird. Ich war ausgezeichnet, sagt er. Es tut ihm leid, dass er die zwei anderen Rennen nicht sehen können wird, sagt er.

-Küss Mutter von mir.

Ich setze mich auf die Bank und decke mich mit einem großen Handtuch zu. Alle stehen um mich und gratulieren. Sie klopfen meine Schulter oder schubsen mich mild auf meine Brust. Sie berühren mich ständig. Ich würde keinen von ihnen berühren, und ich habe es auch nie gemacht. Für sie ist das egal.

Fedja kommt und gratuliert. Er findet es in Ordnung, zweiter zu sein. Er hat seine beste Zeit geschwommen.

Ich danke ihm.

Er geht weg, ohne mich zu berühren.

Pfeife. Sprung. Ich erfülle die Erwartungen noch immer. Ich drehe bei 50 Metern als erster um. Noch 15 Meter. Die Schwimmer von meiner Seite sind sowieso weit weg hinter mir. Ich schaue nach links, bis Fedjas Spur. Er gleitet durch Wasser. Er beschleunigt. Und bevor ich es überhaupt schaffte, noch einen Zug zu machen, war ich zweiter.

Alle gratulieren ihm. Er schaut zu mir, wartend. Ich habe ihn nur angeschaut und leicht genickt. 200 war erst in einer Stunde. Ich habe so gemacht, als ob ich die anderen Rennen verfolgen würde. Niemand sprach mit mir.

Pfeife. Sprung. Fedja ist jetzt in der Spur neben mir. Ich lasse ihn führen. Bei der dritten Drehung war er einen halben Zug vor mir. Ich greife an, aber er hat es abgewehrt. Sein Atmen ist gleichmäßig, aber zu schnell. Ich begreife, dass er keine Kraft mehr hat. Fedja hat seinen Einlauf schon ausgeschwimmt.

Noch 10 Meter. Ich kann gewinnen. Ich konnte die Erwartungen anderer erfüllen, aber ich verdiene etwas Besseres.

Ich flöße zum Platz zwei. Es hat so ausgeschaut, als ob ich meine Kraft in dem letzten Moment verloren habe.

-Es wird nächstes Mal besser- sagt mein Coach.

Es ist schon gut, denke ich. Ich setze mich auf die Bank. Niemand berührt mich.

Ich gehe duschen, um den Chlorgeruch aus meinen Haaren zu waschen. Das Wasser ist heiß. Ein Finger berührt mich. Ich drehe mich um. Es ist Fedja.

-Ich finde, dass du ein toller Schwimmer bist.

-Du auch. Gratuliere.

-Das erste Rennen hast du verdient gewonnen, das zweite verdient verloren, und das dritte



hast du aufgegeben.
Er hat recht, aber ich will nur, dass er mich nochmal berührt.

Flüstern ins Ohr: «Wie geht es ihr?»

-Okay. Eigentlich nicht. Sie stirbt. Dann ist es schwer, okay zu sein. Dann ist okay nicht okay. Aber sie ist irgendwie okay.

-Und er?

-Er...ist nicht okay. Eigentlich schon. Er denkt es wenigstens. Er ist hundertprozentig sicher, dass er okay ist, dass sie okay ist. Alles ist okay. Es wird verflucht hier zu sein, wenn er erfährt, dass nichts okay ist. Er hat mir gesagt, ich soll die Wohnung aufräumen. Er will, dass alles glänzt, wenn sie zurück kommt. - Ein bitteres Lächeln. - Sie zurück kommt.

-Und du?

-Bin ich okay? Willst du die längere oder die kürzere Version?

-Die kürzere, dann die längere.

-Okay. Die kürzere: nein. Die längere: in diesem Moment finde ich es schwer zu sprechen. Wirklich physisch schwer zu sprechen. Wenn hier jemand anderes wäre, und nicht du, könnte ich nichts sagen. So kann ich es. Also, das ist okay. Du bist für mich okay. Und weiter? Meine Mutter ist okay. Und mein Vater. Sie sind okaye Eltern. Ich habe alles, was ich wollte, und gleichzeitig haben sie geschafft, dass ich kein verzogenes arschloch werde. Mindestens denke ich so. Sie haben mich gezwungen mit Schwimmen anzufangen. Das ist okay. Und das sie stirbt, ist nicht okay. Das ist Scheiße. Und es ist Scheiße, dass er so verloren ist, weil ich möchte auch verloren sein, und ich kann es nicht. Und ich halte mich kaum zusammen. Es ist alles zu viel für mich. Ich weiss, dass ich es schaffen kann, aber ich würde es gerne nicht tun. Das ist nicht okay. Aber sie haben sich 18 Jahre lang um mich gekümmert, und jetzt kann ich es ein bisschen das Gleiche tun. Es ist okay.

-Weißt du was?

-Was?

-Du weißt es. So viel. - sagt er und breitet seine Arme wie ein kleines Kind.

-Okay.

Ich brauchte nicht viel Zeit, um zu verstehen, was die Sache war. Es war nichts Neues, aber plötzlich war es wichtig. Ich wusste schon lange, dass ich ein bisschen anders bin, und dann habe ich begriffen auf welche Art, und dann dachte ich, dass es nur eine Phase ist, aber natürlich ist es das nicht. Solche Sachen begleiten die Menschen für das ganze Leben.

Dann dachte ich, dass ich vielleicht nur teilweise anders bin, und nicht komplett, aber langsam war ich mir sicher, dass es ein vollkommener, kleiner Unterschied ist.

Ich wusste, die Sache lässt sich nicht ändern, aber ich habe mich entschlossen, uninformiert zu spielen. Wenn du etwas nicht besiegen kannst, solltest du es ignorieren. Das kann nicht ewig dauern, aber ich habe mich bemüht, dass es so lange wie möglich dauert.

Ich habe Schwimmen vier Jahre lang trainiert, und es war mir kein Problem mit beinahe nackten Jungs mit dem schönsten Körperbau umgeben zu sein. Ich habe keine unerwünschten Erektionen bekommen und ich habe nicht eindringlich zugeschaut.

Alles war okay bis Fedja.

- Es gibt noch eine Sache.

-Was?

-Ich denke darüber nach, ihr es zu sagen.

-Was?

-Was meinst du?



- Bist du sicher?
- Hundertprozentig nicht. Es gibt eine Million Gründe dagegen.
- Und wie viele gibt es dafür?
- Nur einen. Sie ist meine Mutter.

Er ist in meine Gruppe gekommen. Wir trainieren zusammen, weil sie denken, dass wir einander zu besseren Resultaten treiben.

Schnell sind wir Freunde geworden, was mir noch mehr Angst machte, weil ich in seiner Anwesenheit nicht wusste, wie ich mich benehmen soll. Plötzlich ist alles irgendwie verdächtig, was vorher ganz normal war.

Wir sind in sein Zimmer gekommen. Früher musste er es mit seinem älteren Bruder teilen, aber der studiert jetzt anderswo.

Wir sind gekommen, weil er mir ein CD vorspielen will. Ich sitze nervös auf seinem Bett, und er gräbt unter dem Hügel von Kleideung, die sorgfältig den ganzen Boden gedeckt hat.

-Hier ist es!

Ich habe nur gelächelt.

-Ich glaube an die kreative Unordnung. Nur dass ich manchmal Probleme habe, die Sachen zu finden. Und meine Mutter ist ständig genervt, aber wenigstens kommt sie nie herein.

Ich lächle wieder. Vielleicht lächle ich zu viel.

Das Telefon klingelt. Er geht in den Gang und hebt ab. Er spricht kurz und kommt zurück. Er sagt, seine Mutter hat angerufen und er muss einkaufen gehen. So dass sie etwas zum Kochen hat, wenn sie von der Arbeit kommt. Er lässt mir das CD spielen und sagt, er kommt in ein paar Minuten zurück.

Ich entscheide mich nicht vom Bett zu bewegen. Aber ich habe sein ganzes Zimmer für mich. Alles was ich über Fedja wissen wollte, aber nicht fragen durfte, konnte ich jetzt selbst herausfinden. In diesem Durcheinander musste ich sogar nicht versuchen, die Sachen auf ihren Platz zurückzubringen, weil hier nichts irgendeinen Platz hat.

Ich gehe zu seinem Tisch, der unter einem Berg von Papier, Bücher, Zeitungen, CDs, Videokassetten und, natürlich, Kleidung, kaum zu sehen ist. Ich betrachte diese Menge. Ich konnte mich nicht entscheiden, was mich besonders interessiert. Ungefähr alles.

Von dem Gipfel habe ich ein weißes T-Shirt mit blauen Ärmeln genommen. Es ist getragen. Ich will es riechen, aber das scheint mir albern. Ich habe das T-Shirt kurz angeschaut und dann habe ich es unter meiner Nase gehalten. Ich roch den Geruch von Schweiß und Parfum. Nicht schlecht.

Auf verschütteten Papieren waren meistens Matheaufgaben, und die Zeitungen waren alle politische Magazine. Auf dem Boden ein ziemlicher Antischwerkraftpapierberg, habe ich eine Zeitschrift mit plastifizierten Deckblättern bemerkt. Es war die einzige Zeitschrift, die nicht offen war, sondern auf dem Tisch gelegt und sorgfältig gedeckt war.

Ich habe die Zeitschrift schnell herausgenommen, in der Hoffnung, dass der ganze Berg nicht runtergehen wird, aber alles hat sich auf dem Boden verschüttet. Ich habe versucht manche Sachen zu retten, aber die Menge ist einfach über meine Arme geflossen.

Ich schaute, was in meiner rechten Hand geblieben ist. Große, silberne Blockbuchstaben auf dem Oberteil der Titelseite, das Wort «HUNG», und unten war ein Foto eines Mannes mit erstaunlichen Abdominalmuskeln, und einem noch erstaunlicheren Glied.

Ich wurde rot im Gesicht. Als ob ich eine tickende Bombe in meinen Händen hätte. Obwohl ich ganz allein in der Wohnung war, habe ich mich umgedreht, um zu sehen, ob jemand in der Nähe ist. Dann habe ich mit Durchblättern angefangen.

«HUNG» hatte eine einfache redaktionelle Konzeption. Am meisten waren es Fotos von Männern, gesegnet mit überdimensionierten Gliedern in expliziten Posen mit anderen Männern.



Meine visuelle Aufregung hat sich schnell auch physisch manifestiert, was ich zuerst nicht bemerkt habe, weil ich mich fragen musste: »Wie geht so was Großes in so was Kleines rein?« Neurotisch habe ich geblättert und konnte mich nicht entscheiden, welche von den Fotos möchte ich als erste detailliert durchstudieren. Ich wollte alle gleichzeitig.

Ich atmete tief durch und habe wieder die Titelseite angeschaut.

-Was machst du da?- hörte ich Fedjas Stimme.

Ich fühlte mich wie diese Ehemänner, die ihre Frauen mit anderen im Bett finden und sie sagen: «Es ist nicht was du denkst. Ich kann es erklären.» Ich drehte mich um und schaute ihn an. Ich habe kein Wort gesagt.

Er hat mir direkt in die Augen geschaut. Seine Wangen waren fest. Langsam richtete er seinen Blick auf meinen Schritt nieder, der seine kritische Meinung über die gesehenen Fotos ausgedrückt hat.

-Woher hast du das Recht meine Sachen durchzusuchen?- Seine Stimme klang, als ob er mich anschneiden konnte. Aber dann habe ich begriffen, dass ich in meinen Händen seine Zeitschrift habe. Ich sagte: «Das hier ist deins.»

Seine Augen haben geblitzt, und dann ist er ruhig geworden. Er ist zu seinem Bett gegangen und hat sich auf ihn gesetzt. Wir haben nichts gesagt. Dann bin ich zu ihm gegangen und habe mich neben ihn niedergesetzt.

Wir sind früh aufgewacht. Wir hatten noch eineinhalb Stunden bis zum Unterricht. Er hat seiner Kopf auf meine Brust gelegt und hört wie mein Herz klopft. Er hat sich über mich gebeugt und hat mich angestarrt. Er leckt den Schweiß auf meiner Oberlippe.

Wir haben das Abendessen von gestern gefrühstückt. Wir mussten uns eilig duschen und die Wohnung verlassen, weil wir zu spät für die Schule waren.

Das Morgen war nebelig. Wir sind schnell gegangen.

Ich muss meine Mutter besuchen. Ich bin mir jetzt sicher. Vor der Schule habe ich mich entschlossen. Ich sagte zu Fedja, ich werde ihn später anrufen.

Der Vater hat im Sessel geschlafen. Er hat müde ausgeschaut. Als ich im Zimmer eingetreten bin, hat meine Mutter die Augen geöffnet und mich überrascht angeschaut.

-Warum bist du nicht in der Schule?

-Ich bin gekommen, um zu sehen wie es dir geht.

-Du solltest nicht deinen Unterricht wegen mir verpassen.

-Ich muss dir etwas sagen.

Sie hat kurz nachgedacht und dann sagte sie, ich soll Vater aufwecken und nach Hause schicken.

Zärtlich habe ich auf seine Schulter gedrückt. Er wachte auf und lächelte.

-Du sollst nach Hause gehen und ein bisschen schlafen.- sagte ich.- Ich werde bei Mutter bleiben.

Zuerst wollte er nicht gehen, aber Mutter hat es ihm befohlen. Er sagte, dass er nur kurz duschen geht.

Ich setzte mich auf die Kante des Bettes. Sie hat mich ruhig angeschaut. Es war mir schwer das Schweigen durchzubrechen. Dann ist es aus mir rausgekommen.

-Ich bin schwul.- sagte ich leise.

Meine Augen waren voll von Tränen. Ich fühlte Scham.

-Bist du dir sicher?

-Hundertprozentig.

-Wie weisst du es?

-Untere anderem bin ich schon ein Jahr lang in einer Beziehung.

-Mit Fedja.



-Wie hast du das gewusst?

-Ich bin deine Mutter. Wir wissen solche Sachen.

-Und? Was hast du zu sagen?

-Komm hierher und leg dich neben mich.

Langsam habe ich mich neben ihren ausgetrockneten Körper niedergelegt und meinen Kopf auf ihre Brust gestellt. Sie hat mich umgarmt und meine Haare gestreichelt.

Ich habe zugehört wie sie atmet.



▷▷ Die innere Sicherheit oder Michael und Monika von Christian Hostomsky

guten tag, Michael und Monika! woher kommt ihr denn?

der holzfäller Peter K. schlägt wie ein schwerer gegenstand in sein heim ein. Erika K. macht den fehler diesen fall ohne stabile hilfsmittel zu benutzen, aufhalten zu wollen, wozu die kleine kraft ihres kleinen körpers natürlich bei weitem nicht ausreicht. Peter sagt, dass seine glieder von den vielen krümmungen und biegungen, die sich ihm ständig vor die füße werfen, schmerzen, was auf dauer zu groben abnützungen und verformungen führen kann. und dem will ich durch ausgleich vorbeugen, indem ich eure körper mittels meiner faust abnütze und verforme.

damit meint er nicht nur Erika, sondern auch ihre kinder Michael und Doris. die mutter stemmt sich noch immer dagegen, in der irrigen hoffnung, das unabwendbare doch abwenden zu können. du brauchst mir nicht mit gewalt, die meine hüllen zertrümmern soll, zu drohen, ich zerbreche mich auch ohne vor deinen füßen in sorgfältige teile, damit du sehen kannst, dass sie nur für dich bestehen. doch zu spät. die arme des vaters schnalzen wie elastisch durch den raum und mitten in ihr gesicht.

damit die anderen nicht zu kurz kommen, dreht er sich wie ein wirbelwind um sich selbst und drischt auch auf die körper seiner kinder ein. während die mutter weiter auf den wirbelwind einflüstert, beginnt die Doris zum weinen. Michael versucht, obwohl sein gesicht brennt, regungslos zu bleiben. das fordert den vater nur auf, noch fester zuzuhauen. und tatsächlich, die strebsamen bewegungen seiner arme bewirken, dass er sich ausgeglichener fühlt. Michael trägt schon seit längerem keine empfindungen mehr nach außen, was zu einer vollkommenen abstumpfung führen wird. Doris heult lauter.

aber nun fühlt sich der vater leicht und unbeschwert genug, fast so als könnte er mit seinen flatternden armen fliegen. als Michael und Doris, die im übrigen zwillinge und im alter von achtzehn jahren sind, in ihr gemeinsames zimmer zurückfließen, wuchtet Michael seiner schwester kräftig in den bauch, weil er ihr jämmerliches weinen nicht mehr ertragen kann. das tut in seinem kopf weh und deshalb tut er ihr in ihrem bauch weh. außerdem schiebt er ihr somit rein, wer den letzten Schlag hat, nämlich er, Michael, und nicht der vater. nun kann sich die zerstampfte mutter wieder zusammensuchen und den vater verpflegen, dass dieser wieder zu kräften kommt.

Doris sitzt in der ecke und versucht halt zu finden auf diesem völlig unsicheren boden, knickt dabei aber nur wieder in sich zusammen. sie fühlt sich wie ein kaninchen, das ständig an wölfen vorbeischieben muss, hoffend das diese bereits gefressen haben. in einer anderen ecke sitzt ihr bruder und nutzt all seine aufgeschlagenen empfindungen, um sie in einem gedicht niederzuschreiben. dies ist sein einziges interesse, obwohl das nichts interessantes sei, wie der vater meint, und er sich lieber für die holzarbeit interessieren sollte. weil der sohn soll nämlich bald an der seite des vaters ordentlich mitarbeiten und später diesen völlig ersetzen. doch wenn der dauernd nur an seinen gedichten schreibt! er schreibt: dein schrecklicher hauch / blickt hinter meine hecken / zerbrichst alles / was du fassen kannst / ich kann / nicht / fliegen / bliebe liegen / selten zuckt etwas freudiges durch ihn, weil er dieses in seiner natürlichen umgebung auch nur selten vorfindet, und wenn er etwas findet, ist es meistens schon tot und zuckt nicht mal mehr. das seltene hat allerdings schöne beine, die an einem schönen körper angewachsen sind und verwandelt alles ins schöne, da unschönes zu ihnen auch überhaupt nicht passt. die rede ist von den beinen Monikas. an diese, weder an Monika, noch an ihre beine, denkt Michael allerdings im moment und daher wird erst an späterer stelle von ihr die rede sein. er schreibt weiter: meiner schalen süße liegt zerkaut / auf deinen / wilden zähnen/ schreien nichts / in deinem / geschlossenen / mund.



am abend liegen die zwillinge wieder in einander verkauert, sodass man als außenstehender nicht erkennen kann, wo der eine beginnt, und der andere endet. Michael sagt nichts, da er ihr heute schon genug gezeigt hat. Doris sagt nichts, da sie es nicht für nötig hält. sie sagte einmal, dass man ständig entweder etwas über die liebe oder etwas über den hass sagt, doch am besten ist, man sagt überhaupt nichts. in einem anderen zimmer klatschen die wangen der mutter dem vater ganz eifrig. ihre gestalt knarrt und knirscht unter seinen großen händen. seine hände würden nun gerne auf den vater einschlagen, was sie aber nicht dürfen, da sie am regungslosen Michael angemacht sind. und die Doris hängt zusätzlich noch an ihm, auch wenn sie nur sehr leicht ist. sie wird von mal zu mal leichter, bis sie sich irgendwann völlig aufgelöst haben wird. zwischen Michael und Doris besteht eine starke bindung, um die beide genau wissen. deshalb war der schlag des bruders gegen die schwester ebenso gegen ihn gerichtet.

endlich ist die ruhe eingekehrt und hat alle in sich verschlungen. doch leider sind sie zu unverdaulich und werden alsbald wieder von ihr ausgespuckt. bis dahin kann Michael in ihr an Monika denken. Monika liegt in ihrem zimmer, das natürlich schöner und größer ist als das von Michael und Doris und das sie zudem mit niemandem teilen muss. sie hat nur wenige dinge um sich, die nicht in ihr gefallen hineinpassen. Monika denkt im moment an dasselbe wie Michael, nämlich an sich, Monika. sie ist sehr fein und hat es daher nicht all zu schwer, sich an das schöne anzuschmiegen, so innig, bis sie nur mehr ein leib sind, den man dann gerne ausführt und vorzeigt, wie ein geflecht mit dem man wilde tiere fängt, um sie später genussvoll auszusaugen.

sie stellt sich neben sich die liebe vor, die sich ihr allerdings leider noch nicht selbst vorstellte, da sie nicht Michael heißt. sie greift nach etwas, das vor ihr auf dem boden liegt. es ist ein gedicht Michaels an sie: und so tanzt in mir deiner schöne fester griff/ erdrückter hauch/ ich zerreiße mich / zu füßen / deiner gestalt/ von der / tropfe ich ab/ wie von / einer dornenhecke. er meinte einmal zu ihr, seine gedichte sollten eben so hässlich wie schön, liebend wie zerstörend sein. seine liebe zu ihr zieht ebenfalls zerstörung hinter sich her. er liebt ihre blicke, zerstören will er alles, was sie außer ihm noch sehen können. er schreibt weiter: schwer wie ein baum / liebeshass entblättert/ alles / was ich sehe / bist / nur du / nur die raben / lachen im graben.

der Mutter hat der vater schon vor langem die liebe hinaus und die zerstörung hineingeprügelt. und das mit vollstem eifer, bis sie nicht mehr wusste, wo oben und unten und hinten und vorne ist. Doris weiß dies ebenfalls nicht und schwebt daher durch ihre umgebung, und nur die hand des vaters drischt sie mal hier und mal dort hin. von den eltern Monikas wollen wir kein wort erzählen. sie sind der ordnung halber einfach nur da. kein bisschen mehr und nicht weniger. Michael ist für Monika etwas, das sie ständig haben kann, wenn sie ihre weichen finger ausstreckt. Monika allerdings ist für Michael selbst dann nicht zu haben, wenn er sich beide hände nach ihr ausreißt. die braucht er aber noch zum schreiben und zum arbeiten im wald.

wenn es dem inneren drinnen zu eng wird, reckt und streckt sich alles dann nach außen:

die Michaelhände versuchen nach Monikateilen zu greifen, doch so flink können diese gar nicht sein, wie vor ihnen alles wieder verschwindet und sie ins leere fassen. Michael denkt, Monika wäre sich ihrer liebe zu ihm noch nicht bewusst, da sie so groß und stark sei, und deshalb will er sie in diese hineinführen. Monika denkt, von Michaels währenden berührungen wird ihr ziemlich schlecht. er sagt, seine liebe zu ihr wäre so groß und stark, dass er bald daran zerplatzen müsse, was unvorteilhaft wäre, da sich Michael nicht über seine gegend, sondern lieber über Monika verteilen möchte.

deinen ewigen berührungsdrang halte ich nicht mehr aus, da meine hüllen hochwertigeres erreichen können und deshalb an deine keinen anschluss finden möchten. Michael aber zerfließt, dass die liebe, welche zwischen ihnen beiden stehe, und ihn immer wieder an sie heran ziehe, doch zu groß und stark sei, als dass er sich dagegen wehren könnte. Monika zischt ihm, dass



er endlich still sein soll. und lass uns weitermachen.

Michael zieht seine hände, zumindest vorübergehend, von Monika ab und drückt sie zurück in den weichen Körper, der unter seinen beinen liegt. der Körper stöhnt auf, weil man grob mit ihm umgegangen ist. Monika befiehlt Michael kühl, den Körper wieder aufzustellen, bevor er ihn vollkommen in den boden hineinpresst. sie kann ihm nun ins gesicht sehen, wo auch die angst wie ein angeschlagenes tier, das den atem seines verfolggers auf seinem nacken riecht, umherstreift. sie spürt wie seine augen die kleinste ihrer bewegungen verfolgen.

als hätte sie ihm ein zeichen gegeben, beginnt der Körper plötzlich drauf los zu bitten und drauf los zu jammern, worauf sie ihm tief in den bauch schlägt, so tief bis ihre faust auf den grund stößt, auf dem man ungestört wüten kann. Monika hat ihm sicherlich kein zeichen zum bitten oder jammern gegeben, denn nun redet nur sie. der Körper zieht sich zusammen, als wolle er ihre hand mit sich selbst umhüllen. dabei schreit er laut auf, da ihm auch diese behandlung nicht gefällt.

der schrei wird von stille verschlossen, in der sich niemand befindet außer unseren drei handelnden, von denen allerdings nur zwei handeln und einer gehandelt wird.

Michael gefällt der eifer, der fleiß und das bemühen, mit dem Monika an die sache geht und lächelt sie an. Monika befürchtet daraufhin, dass er ihr nun wieder einmal sagen wird, wie groß und stark seine liebe sei und leckt dem Körper deswegen langsam über das gesicht, was Michael wiederum nicht gefällt. und weil es ihm nicht gefällt, wird es dem Körper noch weniger gefallen und zieht dessen dünne arme noch weiter nach hinten: das wird ihm eine lehre sein!

aber nun redet Monika, nur Monika, niemand sonst, auch nicht ihre eltern, die zu oft oder zu wenig reden, doch halt, von Monikas eltern wollten wir ja nichts mehr reden! du bist das stumme gefäß, in dem ich tobe. und all die wut, die sich hinter meinen viel zu schönen hüllen hortete, wird nun ausgelassen, wie wilde tiere, die niemand zähmen kann, vielleicht sind sie sogar verhaltensgestört, doch das kann ich nicht sagen, und sie werden auf dich einschlagen. bis deines leibes gestalt vollkommen umgestaltet ist, so zerfetzt, dass man es zu nichts mehr gebrauchen kann.

Michael möchte endlich auch etwas sagen und dem Körper gewalt antun, denn schließlich ist in sachen gewalt er der wahre kenner. doch da fahren schon ihre nägel über das fremde gesicht, womit sie dieses unwiderruflich zerstören. aus den entstandenen öffnungen schaut scheu blut hervor. Monika geht hemmungslos vor und Michael hofft, dass sie bald auch weitere hemmungen verlieren wird.

nun soll es zu einem ende kommen, prophezeit Monika, doch nicht zu einem ende, sondern zu deinem, deinem ganz persönlichen ende. Michael wirft den Körper zu boden, wo sich dieser zu verstecken versucht, was ihm allerdings nicht gelingt.

Monika: das wilde tier, welches sein sein in der vernichtung von beute findet, ist gleich der wilden raserei in mir, der ich, dass sie nicht hungern und an mir fressen muss, dich als gericht vorsetze. Michael springt mit viel schwung in den Körper hinein, um ihn von innen zum platzen zu bringen. Monika tritt derweilen um sich herum, während ihr geifer vom kinn tropft. der fällt auf den hinab, den sie gerade tritt.

der Körper bekommt dies alles aber gar nicht mehr mit. die ganzen anstrengungen von Michael und Monika bleiben ungesehen, doch werden sie anhand des herbeigeführten zustandes erahnbar sein. Monika denkt, sie ist stolz auf ihr werk. Michael denkt, er ist stolz auf sein werk. und nach getaner werkerei fließen beide in jene Heime zurück, in die sie so gut hinein passen.

gute nacht, michael und monika! wohin geht ihr denn?



▷ **Rolf Bin Laden**

von Götz Frittrang

Wenn ich jetzt sage: „Wir alle sind immer noch wie paralysiert durch die Ereignisse des elften Septembers 2001“, dann weiß jeder sofort, was gemeint ist. Am elften September 2001 wurde meine Hündin Cora wegen einer mutmaßlich bösartigen Zyste an einer ihrer Zitzen operiert. Ein nicht ganz un-gefährlicher Eingriff für einen Hund von zehn Jahren. Aber um Ihnen gleich den Druck von der Seele zu nehmen: Cora hat die Operation bestens überstanden und es traten auch keine weite-ren Geschwülste an ihrer Milchleiste auf. Sie ist inzwischen bald 13 Jahre alt und erfreut sich, abgesehen von altersbeding-ter Schwerhörigkeit, bester Gesundheit. Der durch das kurze Fell deutlich auszumachende Knoten an ihrem linken Ober-schenkel ist lediglich eine verhärtete Talgdrüse, machen Sie sich deshalb bitte keine Gedanken.

Durch die dramatischen Ereignisse dieser Operation wurden kurzzeitig die Terroranschläge des elften Septembers aus den Gesprächen meines Familienkreises verdrängt. Erst viel später wurden wir uns bewusst, wie sehr uns die zentrale Person dieser Ereignisse noch beschäftigen würde.

Es war im letzten Sommer. Der Afghanistan-Feldzug und die Jagd nach Osama Bin Laden war bereits durch die Fußball-Weltmeisterschaft, den Beginn des Wahlkampfes und der auf-kommenden Diskussion über die Länge meines Studiums von den Titelblättern verschwunden, da schockierte mein Vater die Familie mit einer unglaublichen Neuigkeit. Nach einem abend-lichen Spaziergang mit Cora kam er mit der Gewissheit zurück, dass der neue Nachbar im Eckhaus nur einer sein könne. Osama Bin Laden.

Nun kann man ruhigen Gewissens sagen, dass mein Va-ter nicht zu der Sorte Mensch gehört, die hinter jedem neuen Nachbarn sofort einen internationalen Topterroristen vermuten. In der Regel erwartet er lediglich Sozialhilfeempfänger, die kürzlich aus dem Gefängnis entlassen wurden, hauptberuflich mit Drogen und Waffen handeln und nebenberuflich ihre Frauen verprügeln und Kinderpornographie in ihrem Hobby-keller herstellen. Ein verlässlicher Indikator für solche Tätig-keiten sind seiner Meinung nach das nachlässige Erscheinungs-bild ihrer Autos, zu seltenes Schneiden der Hecke und des Ra-sens, sowie das Aufstellen von Komposthaufen im Garten, die in ihrer weiteren Umgebung für ein explosionsartiges Wach-stum der Rattenpopulation sorgen und im Hochsommer einen betörenden Duft verströmen. Wer solche Dinge tut, hat auch keine Hemmungen seine Mitmenschen zu misshandeln und zu töten. Eine einleuchtende Beweisführung.

Gestützt wird dieses Bild der Nachbarn durch die einfa-che Beobachtung. Was in der Reihenhaussiedlung Kitzenwiese nicht schwerfällt. Selbst der fanatischste Philanthrop muss bei der Begutachtung unserer Nachbarn zu dem Schluss kommen, dass die Konzentration von Schwachsinnigen hier eine höhere Dichte aufweist als in mancher Hochsicherheitseinrichtung für gewalttätige Geistesranke. Wie ließe es sich denn sonst erklä-ren, dass es Menschen gibt, die immer wieder, vermutlich ge-trieben durch ihren pathologischen Sadismus, während der Mittagsruhe ihren Kindern die Knebel abnehmen, um sie im Garten spielen zu lassen, oder die ihre gelben Säcke bereits mehr als 12 Stunden vor der Abholung auf die Straße stellen?

Und damit kommen wir zurück auf Osama Bin Laden, der sich, wie alle Schläfer, durch seine Nichtbeachtung einer einfachen Grundregel des Versteckspiels verraten hat. Je unauf-fälliger das Versteck, desto höher ist die Chance einen Ver-steckten zu finden. Schließlich hatte man die Hamburger Ter-rorzelle dadurch lokalisiert, dass sie zwar Studenten waren, je-doch trotzdem ihre GEZ-Gebühren bezahlten. So was macht kein normaler Student. Nur Terroristen, die sich als Studenten tarnen. Und wer in einer Reihenhaussiedlung lebt und ein völlig unscheinbares, unauffälliges Leben führt, hat höchstwah-r-scheinlich eine Menge unschöner Dinge in seiner

Tiefkühltruhe gelagert, oder aber er ist der Kopf eines weltumspannenden Ter-rornetzwerkes. Mal ehrlich. Wenn man einen irren Frauenmörder fasst oder den Kerl, der Kevin und Sandy kaputt gemacht hat, sagen die Nachbarn nie: „Der ist immer so aufgefallen. Immer laut und unhöflich, hat immer Dreck im Hausflur verteilt und jede Woche einem Hausbewohner vor die Wohnungstür gekackt. Hat immer rumgeschrien, wenn er besoffen war, also immer. Und begrüßt hat er auch nie. Das unhöfliche Arschloch.“

Ein Nachbarnkommentar, den man selten hört auf RTL Explosiv. Das sollte einem zu denken geben. Nicht dass Osama unvorsichtig wäre. Oh nein. Der Bart ist sauber abrasiert, er trägt Jeans und Hemd, hat eine Alibifrau deutscher Abstammung und zwei kleine Kinder. Sogar sein Sprachtraining läßt nicht zu wünschen übrig. Er spricht Deutsch mit schwäbischem Akzent. Wirklich schlau, Herr Laden. Aber nicht schlau genug für meinen Vater. Der erkannte sofort das leicht schielende Glasauge und die vollen Lippen. Und die Angst. Die Angst des Gejagten in seinen Augen. Verfolgt von allen staatlichen Organen der Welt, verfolgt von der tödlichsten und mächtigsten Militärrüstungsmaschinerie des Planeten und immer in Angst entdeckt zu werden. Sich durch eine Unvorsichtigkeit zu verraten. So grüßte mein Vater ihn am Gartenzaun mit einem beiläufigen: „as-salāmu *alaikum!“. Und beinahe wäre ihm ein fataler Fehler unterlaufen und er hätte die korrekte Antwort „wa *alaikum as-salām!“ gegeben. Doch im letzten Moment erkannte er die Falle und beschränkte sich auf ein einfaches „Grüß Gott“. Er setzte sogar noch eins drauf! Mein Vater hatte gerade den Grill angeworfen und es brutzelten schon die Schweinswürstchen lustig vor sich hin. Pokerface Laden rang sich tatsächlich ein Grinsen und Schmatzen ab und betonte wie lecker das rieche, vor allem da doch SCHWEINswürstchen sein Leibgericht wären. Einige Sekunden sahen sich die beiden Männer über die Hecke, die Herr Laden immer korrekt gestutzt hielt, unbewegt an. Dann sagte mein Vater: „Oh, bitte, probieren sie doch eine.“

Ab diesem Zeitpunkt war der Krieg offen erklärt worden. Ein psychologischer Krieg um die wahre Identität von Rolf Kurz aus dem Haselweg 22, alias Osama Bin Laden. Er konnte sich durch eine mehr als abwegige Geschichte über eine Diät vor dem Verzehr des unreinen Tieres drücken. Doch mein Vater war ab diesem Zeitpunkt wie besessen von der Aufdeckung der Geheimidentität. Er beauftragte meine Mutter, Freundschaft zu schließen mit Erika Kurz, der „Ehefrau“ Bin Ladens. Und sich als Babysitter für die „Kinder“ anzubieten, um Informationen zu erhalten. Der Gesundheitszustand meiner Eltern verschlechterte sich in der folgenden Zeit, weil mein Vater die Ernährung unseres Haushaltes auf gegrilltes Schweinefleisch umstellte, das jetzt rund um die Uhr an der Grundstücksgrenze seinen berausenden Duft verströmte. Auch ließ er keine Gelegenheit ungenutzt, dem Gotteskrieger Alkohol anzubieten, den dieser von Zeit zu Zeit sogar annahm. Was für meinen Vater ein deutliches Zeichen seiner Verzweiflung und der Bereitschaft war alles zu tun, um der Entdeckung zu entgehen.

Bin Laden blieb hart. Er entbot auch weiterhin meinem Vater stets ein „Grüß Gott“, wenn dieser ihn mit einem arabischen Wortschwall begrüßte. Er hatte Arabisch-Unterricht genommen und konnte sich bestens in Wort und Schrift ausdrücken, um Bin Laden mit geschriebenen Mitteilungen in dessen Muttersprache betreffs diverser nachbarschaftlicher Neuigkeiten mürbe zu machen. Doch stets kam Herr Kurz zu ihm, um sich den Inhalt der Nachrichten übersetzen zu lassen, als könne er sie nicht lesen!

Dann geschah etwas, dass dem Nervenkrieg eine Wende gab. In der Siedlung häuften sich Einbrüche, und es schien kein Haus vor den Verbrechern sicher zu sein. Ausgenommen der Häuserreihe, in der meine Eltern und Osama Bin Laden wohnten. Nach kurzem Nachdenken war für meinen Vater die Sache klar. Ein so wichtiger Mann des Dschihad würde sicher niemals ohne eine ganze Armee von Sicherheitsleuten und Leibwächtern anzutreffen sein. In seiner besonderen Situation musste eine solche Überwachung natürlich unauffällig erfolgen. Der Postbote, die Zeitungsausträgerin, andere neue Nachbarn, Polizei-beamte, Leute in Overalls der



Stadtwerke, jeder von ihnen konnte zu dieser Privatarmee gehören. Vielleicht sogar alle! Und abgesehen davon, dass bei seiner Entdeckung vermutlich der gesamte Häuserblock von Präzisionswaffen eingeäschert wurde, erhöhte die Nachbarschaft zu einem so gefährlichen Mann die eigene Sicherheit erheblich. Denn sollte die Polizei anfangen, bei den Nachbarn einen Einbruch zu untersuchen oder hätte sie gar den Tod eines Nachbarn aufzuklären, stünde die Sicherheit des Al Quaida Chefs auf dem Spiel.

Nach Abwägung der Realitäten wurde meinem Vater klar, dass er an der Belohnung für die Erfassung des Terroristen nicht lange seine Freude würde haben können und die Erhöhung der persönlichen Sicherheit und ein sauberer Nachbar, der rechtzeitig seine Hecke schnitt und regelmäßig sein Auto wusch war seiner Meinung nach mehr als genug, um es zu rechtfertigen neben dem meistgesuchten Mann der Welt zu wohnen.

Eines Abends trat mein Vater an die Hecke, und sagte zu Osama Bin Laden, der gerade ein Frühbeet für Gartenkräuter anlegte: „Wissen Sie, Herr Kurz, ich bin froh, dass sie hierher gezogen sind. Trotz allem, was Präsident Bush sagt.“ Bin Laden antwortete mit einem irritierten: „Danke.“ Und verzog sich dann in sein Haus. Es war auch schon höchste Zeit für das fünfte Gebet des Tages.

Und obwohl mein Vater eine Art Waffenstillstand mit Osama geschlossen hatte, zog dieser vor wenigen Wochen aus unserer Siedlung fort. Wahrscheinlich hatte sich die Schlinge des CIA zu eng um ihn zugezogen.

Das Haus im Haselweg 22 blieb allerdings nicht lange leer. Ein älterer Herr zog dort ein. Rundliches Gesicht, braune Augen, dunkler Teint. Bis auf die Oberlippe. Dort war die Haut etwas heller. Als ob er sich erst kürzlich einen dicken Schnauz-bart abrasiert hätte.



▷▷ **Das Mädchen**von **Aniraak Ynloke**

Als die Axt ihn traf, riss er die Augen auf.

Ein Schwein, das geschlachtet wird. Im November, irgendwo draußen, auf dem gestampften Hof eines Bauern. Beißender Geruch nach verbrennendem Laub, feuchte Kälte, die einem unter die Haut kriecht. Ein Tag, der nicht richtig zum Tag wird, ein Zwitterwesen bleibt zwischen Morgengrauen und Dämmerung. Einen Augenblick lang sah er in ihren Augen dieses Bild, dann grunzte er und fiel vornüber. Gefällt von der Wucht des Schlags.

Das Blut spritzte nicht, wie sie es sich vorgestellt hatte, Tausende und Abertausende Male vorgestellt hatte. Es quoll aus dem tiefen Spalt in seinem Schädel, gemischt mit der weißen Gallerte des Hirns, pochend und rhythmisch im Takt des Herzens. Er war also noch nicht hin. Rasende Wut überkam sie, die zuerst kalt und klar gewesen war. Irgendwo in ihrem Inneren kippte eine Sicherung. Sie hob die Axt mit Schwung. Die Klinge schnitt durch die Luft, durchbrach das Fleisch, wieder und immer wieder. Sie atmete schwer, sie stöhnte ohne es zu hören. Schweiß brach aus allen Poren. Du Schwein, du verdammtes Schwein.

Sie wusste nicht, ob sie sprach oder dachte. Oder schrie. Sie wusste nichts, so wie ein Neugeborenes nichts weiß. In ihren Ohren brauste es, ihr eigenes Blut war in Wallung, während die Hacke auf ihn einschlug. Ein luftiges Wesen, so tanzte sie auf ihm, nach eigenem Belieben, lebendiger Stahl. Nicht mehr zielgerichtet, wie beim ersten Schlag. Dem Befreiungsschlag, dem verfehlten Todesstoß. Sie hörte schrilles Quietschen, unmenschlich, animalisch. Der Gestank von Todesangst fuhr ihr in die Nase. Jede einzelne Faser ihrer Nerven zuckte. Sie schlug und hieb, besinnungslos und doch zugleich mit höchster Konzentration. Schaum vor dem Mund, blind von Hass und Tränen, die all die Jahre keinen Weg nach draußen gefunden hatten. Die Ewigkeit von einigen Augenblicken. Endlich hielt sie inne. Zitternd und keuchend. Die Arme sanken kraftlos, mit ihnen die Axt. Ein, zwei Lidschläge der Erschöpfung, dann ließ sie die Axt zu Boden fallen. Mit einem dumpfen Knall schlug das Metall auf Stein und Lehm. Die Erde hatte die Geräusche geschluckt. Sie sah nicht hinunter auf das, was von ihm übrig geblieben war. Ein Klumpen zerfetzter Stoff, blutiges Fleisch, zerbrochene Knochen, Haarbüschel und Blut. Blut, überall Blut. Kaminrot, blutrot, rostrot und braun. Dort wo es begann, zu gerinnen, schwarz. Eine Schlachtbank. Vom Fluss her drohten die Krähen. Sie spürten den aufkommenden Schnee. Sie waren unruhig. Sie hingegen war zum ersten Mal seit vielen Jahren ruhig. Ganz leer war sie im Inneren. Kein Gedanke, keine Angst, kein Schauder, nichts. Keine Angst mehr. Sicherheit. Mit der Hand wischte sie sich über das Gesicht. Erde, Tränen, Schweiß und Blut mischten sich, färbten ihre Wangen, ihre Stirn. Nun war sie gezeichnet. Endlich sichtbar gezeichnet. Ein Menetekel hatte Gestalt angenommen, das Schweigen war gebrochen. Ohne sich noch einmal umzusehen machte sie auf der Stelle kehrt und ging davon. Müde, die Augen auf die Bäume am Horizont gerichtet. Fühllos, leer. Frei.

Es war kalt.

Ihr Herz aber brannte zum ersten Mal seit langem. Hinter ihr scharten sich die Krähen über dem blutigen Haufen.

Als es angefangen hatte, war sie gerade elf gewesen. Ein kleines Mädchen mit blonden Zöpfen und fragilen Träumen. Später waren ihre Träume dann schwer und voll von Ängsten geworden. Nicht von einem Tag auf den anderen, das versteht sich wohl von selbst. Nein, schleichend. Wie Gift. Träume voll von Schreien, die nie geschrien wurden. Träume bewohnt von Wand hohen Schatten, die sich fürchterlich über sie beugten. Und schließlich Träume voll Blut und Tod. Aber das war erst viel später gewesen. Später, als die Sache vorbei war. Als sie endlich den Absprung geschafft hatte.



Ihre Mutter weint.

Und sie hasst sie dafür. Hasst sie für ihre wehleidigen Tränen, die nicht ihr, der Tochter gelten, sondern dem eigenen Schmerz. Der Fassungslosigkeit, der Scham, dem Unsagbaren. Wie sie die Mutter hasst. Wie sie die Mutter liebt. Die sich nie, niemals schützend vor das Kind gestellt hatte. Die ihr eigenes, undurchschaubares, grausiges Spiel gespielt hatte. Die ihr noch heute, längst erwachsen und größer als die gealterte, geschwächte Frau, das Gefühl macht, sie habe etwas falsch gemacht. Sie trage Schuld. Sie, das Kind, das Mädchen, das mit so viel Vertrauen ins offene Messer gerannt war. Nicht merkend zuerst den Schmerz, nicht merkend das Blut. In ihrem Eifer, der Mutter zu gefallen. In ihrer Euphorie, endlich Beachtung zu finden vor ihr. Eingeschlossen zu sein in ihre große Liebe.

Sie musste bitter schlucken, wenn sie daran dachte. Die Schuld, die Scham, das Unausprechliche brannte im Hals.

Träumen, träumen. Im Schlaf die einzige Möglichkeit, dem Schmerz und der Wut Gestalt zu verleihen. Blutig waren die Träume, grausam. Bestialisch. Ihr Körper schwitzte Wasser und Salz. Er brannte, verbrannte. Machte sie zu Asche, einem kleinen Häufchen Asche. Ohne Schmerz. Kraftlos. Im Wind zerstreut. Die Auflösung tat wohl.

Sie hasst die Mutter für ihre sinnlosen, verlogenen, selbstüchtigen Tränen. Ihren modrigen Gram, mit dem sie immer um den eigenen Schmerz kreist, das eigene Unvermögen, die eigene grausame Gemeinheit, die zu verstecken sie seit Jahren sucht.

Schatten hat sie unter den Augen. Schatten, die ihr die Schuld gemalt hat. Tätowiert von den nagenden Gefühlen falsch gelaufener Liebe. Gezeichnet von der nicht wieder gutzumachenden Tat. Ihr Mund, ein Strich unter den Schatten. Braun manchmal, oder lila. Ein Stummfilmstar, rollender Blick, schreckensgeweitete Augen. Pose. Angst. Die Mutter.

In ihr fühlt sich alles trocken an. Eine Wüste hat sich breit gemacht, die sie ausfüllt bis ganz unter die pergamentene Haut. Wo sie andere wahrnimmt mit ihrem pulsierenden Blut, ihrer Leichtfüßigkeit, ihrem Lachen, ist bei ihr Öde. Das ist das Schlimmste. Dieses sandig kratzige Innen. Dieses feindliche Land, ihr Körper. Die Haut, keine Grenze. Kein Schutz. Die Haut, Verräterin. Berührt von ihm. Geküsst von ihm, durchdrungen von ihm, vergiftet. Kein Schutz gegen die Welt, kein Wall. Einfallstor, Verräterin.

Manchmal kratzt sie, kratzt mit Wut und verbissener, nicht enden wollender Leidenschaft. Dann blutet diese Haut. Dieses Papier, für nichts gut als zum Verbrennen.

Sie schaut ihre Hände an. Die schnell trocknenden Spuren des puderigen Bluts, sofort verklumpt. Braun statt rot. Sie schaut genau auf ihre Fingernägel. Die Nagelränder an, wo sie sichtbar sind, nicht ganz hinuntergebissen bis ins Nagelbett. Genau, ganz genau inspiziert sie diese Nägel. Die rissige Haut rundherum, die Nagelwurzeln, ungeschickt abgebissen. Eingerissen. Eingerissen, wie ihr ganzer Leib. Ohne Grenze nach außen. Betretbar für jeden. Wüste. Und wenn ein kleines rotes Restchen Blut unter dem Nagelrand sich verkrochen hat, ist sie froh. Sie lebt. Dann weiß sie, dass sie lebt. Dass sie nicht nur aus Durst und Dürre besteht. Dass noch Wasser in ihr ist. Dass noch Leben in ihr ist. Dann ist sie einen Moment lang glücklich. Wiegt sich auf einer kleinen Schäfchenwolke. Sie schließt die Augen, umfasst sich selbst ganz fest, spürt die trockene, von kleinen, ängstlichen Härchen bewachsene Haut.

Noch einen Augenblick, einen endlosen Augenblick diese Berührung, in der nichts ist von den vielen Berührungen, die er ihr zukommen ließ. Die sie ohne Grenze zurückließen. Und voll Schmutz. Noch einen Lidschlag lang sind die kleinen blonden Härchen nur Härchen und sonst nichts. Noch eine halbe Sekunde ist sie ein Mädchen wie andere. Einen Augenblick. Dann nicht mehr. Der Körper entwindet sich der eigenen Umarmung. Gelähmt steht sie da mit hängenden Gliedmaßen. Ihre Kraft gestohlen, schon vor Jahren und immer wieder. Jetzt hat sie keine mehr. Außer im Traum. Dort vollbringt sie Wunderbares. Dort ist sie Drachentöterin. Muttermörderin,



Vaterschlächterin. Furchtbare Rächerin. Blutig, lebendig, geboren aus dem Hass. Sie ist müde. Kraftlos setzt sie sich an den Tisch. Legt den Kopf auf die Arme und schweigt.

Im Kindergarten hatte sie ein kleines rosa Täschchen mit Herzen drauf. Dort drinnen, in dem Täschchen war die Jause. Ein Apfel, eine Mandarine, ein Mohnflesslerl manchmal. Sie hat die Mandarinen immer von allen diesen kleinen weißen Fädchen befreit, bevor sie sie aß. Zuerst schälen, dann außen, an der orangen, saftigen, ein wenig widerständigen Kugel vorsichtig zupfen. Methodisch, Speigerl für Speigerl, mit Geduld, mit unglaublicher, für ein fünfjähriges Kind erstaunlicher Geduld. Speigerl für Speigerl, bis der Ball außen nur mehr mandarinorange war, kein einziges weißes Fuzerl mehr drauf. Zufrieden mit sich dann vorsichtig die Mandarine teilen, schauen, ob Kerne in den Speigerln stecken. Ihr grauste vor den Kernen, den bitteren. Speigerln mit Kernen musste sie wegschmeißen. Oder herschenken. Manchen Kindern machte es nichts aus, Speigerln mit Kernen zu essen. Die aßen die Kerne mit, oder spuckten sie in die eigene kleine, ein wenig speckige Hand und steckten sie dann in den nächstbesten Blumentopf. Damit dort ein Mandarinenbaum wachsen sollte. Wenn man den Kern allerdings schluckte, war das gefährlich, äußerst gefährlich. Denn dann würde im Bauch ein Baum wachsen und durch einen hindurch hinaus an die Sonne drängen und schließlich würde man sterben. Darum aß sie die Kerne nicht. In diesen Kernen, so klein sie waren, steckte etwas Böses, das man nicht sah. Aber man konnte es schmecken. Sie wusste, dass alles, was bitter schmeckte, den Keim des Bösen in sich trug.

War nun kein kerniges Speigerl in der Mandarine, brauchte man sie nur sorgfältig auf der Serviette oder dem Tisch aufzulegen. So richtig schön in einer Reihe. Und dann, jedes Speigerl, genauso wie die ganze Mandarine zuerst, ganz genau und geduldig von den weißen Fädchen befreien. Und dann, wenn alle Speigerln so richtig schön orange und sauber waren, dann kam der Genuss. Dann konnte man vorsichtig und langsam, eins nach dem anderen, jedes ein Stück reine Mandarine in den Mund stecken, hineinsaugen, draufbeißen, den Saft in der Mundhöhle auffangen und, wenn er sich erwärmt hatte, alles schlucken. Sauer war das und süß zugleich. Ein Wunder. Ein Genuss. Dass es Kinder gab, die ihre Mandarinen achtlos und ungereinigt, nur grob geschält, aßen, konnte sie nicht verstehen.

Manchmal griff ihr die alles versengende Berührung ans Herz. Oder dorthin, wo einmal, ihr Herz gewesen sein mochte. An das sie sich nur mehr schemenhaft erinnerte. Dann drohte sie von innen heraus zu ersticken. Als würde sie implodieren. Eine Kraft, die ihr jede Faser ihres Körpers zerquetschte, alles so sehr verdichtete, dass sie allein an der eigenen Schwere zu sterben drohte. So schwer wie der riesenhafte Körper, der sich auf sie gelegt hatte, immer und immer wieder. Der sie zerrissen hatte, erdrückt, mit seinem Schleim überzogen, innen und außen. Sie war ein weißer Zwerg, auf Punktgröße verdichtete Masse, so dicht, dass es nicht mehr vorstellbar war. Und voller Schmerz, voller verdichtetem Schmerz. Der Wille eines anderen, der sie wie eine Krankheit ausgefüllt hatte, der von dem schweren, schwitzenden Körper in sie hineingekrochen war, sie vernichtet hatte, um selbst in ihr zu leben. Ein Parasit, ein Krebsgeschwür, ein alles fressender böser Eindringling.

Auch sie hatte einen Willen gehabt. Man sagte ihr später, sogar einen ziemlich ausgeprägten. Vorher.

Einmal hatten sie in der Schule in Heimatkunde Straßennamen in einen Stadtplan übertragen müssen. Sie war noch nie in dieser Gegend gewesen, für sie existierten diese Straßen und Gassen nur als schlangenartige Striche auf dem Papier. Wofür sollte sie sich also die ganz und gar sinnlose Arbeit machen, aus einem Plan Namen und Bezeichnungen herauszulesen und mühevoll in einen anderen zu übertragen, wenn sie doch damit gar nichts am Hut hatte. Denn

erstens gab es ja bereits einen Stadtplan, der war dazu noch bunt. Und zweitens würde ihr

Plan nie so schön und ordentlich werden wie der bunte, auch wenn sie sich noch so große Mühe geben würde. Wozu also? Und drittens würde sie sowieso nie im Leben in diesen Stadtteil kommen und also nicht wissen müssen, wie dort welche Gasse hieß und ob sie vielleicht eine Sackgasse war. Und selbst wenn sie sich wirklich dorthin verirren sollte, konnte sie jemanden nach dem Weg fragen und müsste dann erst recht nicht wissen, welche Bezeichnung für welche Straße korrekt war. Also ehrlich, jeder vernünftige Mensch konnte sehen, wie sinnlos es war, so eine Übung auszuführen. Statt dessen konnte man die Zeit genauso gut, wenn nicht viel besser für Barbiespielen oder Radfahren nutzen. Und sie hatte trotz des Lamentos der Mutter die Hausübung nicht gemacht und auch der Lehrerin genau die gleiche Erklärung abgegeben. Und sie hatte recht behalten.

Denn viel, viel später war sie tatsächlich in die Gegend der verweigeren Straßennamen gezogen, und niemals hatte sie auch nur einen gebraucht. Und sie hatte traurig an den starken Willen gedacht, den sie als Kind, vor der Sache, gehabt hatte. Der jetzt nur mehr eine schattenhafte Erinnerung aus zweiter Hand war. Verloren wie das Herz und die Haut.

Und die Mutter mit ihren ewigen Tränen, jedes Mal, wenn sie ihrer Tochter ansichtig wird.

Als sie vor etwa einem Jahr, es muss wohl im Dezember gewesen sein, denn es war grau, die verhasste Gestalt nach Jahren wieder gesehen hatte, glaubte sie, die Erde müsse sich auftun. Es war ein nasskalter Nachmittag vor Weihnachten gewesen, schwere Schneeflocken belegten einen mit durchdringender Feuchtigkeit. Die einförmige Dämmerung stand wie eine schalldichte Glocke über der Stadt und drückte auf Dächer und Psyche.

Viele Leute waren am Ring gewesen, trotz des Sauwetters. Sie stapften mit hochgeschlagenen Mantelkrägen und Schals durch den Matsch und das vom Himmel fallende Grau.

Ihre Freundin hatte sich bei ihr eingehängt, beide das Kinn auf die Brust gepresst. Sie sprachen nicht. Sie konnte sich nur noch erinnern, dass sie sich über die vielen Menschen auf der Straße gewundert hatte. Und plötzlich war da am Straßenrand er gestanden. Hoch aufragend und von derselben schlammigen Konsistenz wie der matschige Schnee. Nur einen Moment lang sah sie die Silhouette. Sie war sicher, dass er es war. Sie brauchte ihn nicht anzusehen, um zu wissen. Niemand anderer hätte in ihr solches Grauen auslösen können.

Ihr Inneres löste sich auf, die Organe verschmolzen und die vertraute, seit langem nicht mehr

da gewesene, den ganzen Körper vernichtende Übelkeit überschwemmte sie. Sie krallte sich in den Unterarm ihrer Freundin. Der Atem stockte. Mit der plötzlichen Schwärze vor Augen, stieg eine so unermessliche Wut in ihr auf, dass sie meinte, ihre Beine würden einknicken. Sie schüttelte den Kopf, den bösen Traum zu verscheuchen. Jahre vergingen darüber, der Atem kehrte zurück. Sie sah sich ihm die Beine wegschlagen mit einem großen scharfen undefinierbaren Gegenstand, sah Blut aus seinen sinnlosen Stümpfen sprudeln, sah ihn gefällt am Boden, die grässliche Gestalt zermalmt von ihrem Hass. Todesangst in seinen Augen, dann kotzte sie ihm ins Gesicht, trat ihn völlig von Sinnen in den Bauch, in die Eier, in die Eier, bis es endlich ein klatschendes Geräusch machte. In die Nieren, wieder und immer wieder. Ins Gesicht, voll ins Gesicht, in die Zähne, in das blutig schleimige Mundloch. Sie zerbrach ihm die Hände, die Finger, jeden einzelnen verdammten widerlichen Finger, der sie verätzt, verletzt, vergiftet, getötet hatte.

Als ausgeweidete Masse, endlich seiner menschlichen Maske entledigt, endlich in seiner richtigen Gestalt, ließ sie ihn unter der Last der schweren Dämmerung am Straßenrand liegen. Niemand kümmerte sich darum, niemand ging er etwas an. Seine widerwärtige Existenz, sein mörderisches Dasein war vernichtet. Schneematsch. Ein Augenblick, Jahre vergingen.

Ihre Freundin verstärkte den Druck auf ihren Unterarm und zog sie weiter. Sie steckte die Nase

tief in ihren nach Schaf und Nässe riechenden Schal und atmete wieder. Langsam legte sich die Übelkeit. Ein Tier auf der Lauer.

Sie hatte als Kind so sehr darauf gewartet, wahrgenommen zu werden. Erkannt zu werden. Was hätte sie darum gegeben, von der Mutter für eine schöne Zeichnung, ein Farbstiftmädchen mit dreieckigem Rock und einem sackartigen Hut am Kopf, gelobt zu werden. Geliebt zu werden. Sie war immer dabei gewesen; wo alle waren, war auch sie. Niemand nahm sie wahr. Wäre sie nicht da gewesen, wäre zumindest ihr Fehlen aufgefallen. So aber war sie gerade in ihrer Anwesenheit unsichtbar. Als trüge sie eine Tarnkappe, die sie von ihrer Umgebung abschnitt. Sie hatte eine Schwester, die war von Anfang an schwierig gewesen. Krank und zickig, eine, die immer an Mamas Kittelschürze hing, die mit Tränen alles bekam, auf die immer Rücksicht genommen wurde. Die Schöne. Die Schwierige. Sie hingegen war nicht die Schöne, Schwierige. Sie war einfach.

Nicht ihretwegen war er anfangs gekommen, sondern wegen der Schwester. Die ihn nicht gewollt hatte, die geweint hatte und sich abschloss. Die von der Mutter keinen Auftrag erhalten hatte. Die nichts tun musste.

Das hatte sie dann getan. Sie war in die Bresche gesprungen. Sie hatte den Auftrag erhalten. Zwar nur die zweite Wahl, aber den Auftrag. Sie hielt ihn im Haus. Sie wurde der verlängerte Arm der Mutter, der Schoß, das Versprechen, das ihn hielt. Sie war die verlängerte Haut, der verlängerte Atem, das Werkzeug der Mutter geworden. Nicht wissend, was geschah. Nur wissend, damit der Mutter zu gefallen. Ihr endlich zu gefallen, indem sie ihr und ihm zum Gefallen war. Wahrgenommen zu werden. So lange hatte sie es erträumt, nun war es eingetreten. Man nahm sie wahr. Man nahm sie.

Und sie litt, sie weinte und hatte Angst, schreckliche Angst. Sie war aber auch stolz. Darauf auserwählt zu sein, der Mutter zu dienen auf eine Weise, die niemand anderer konnte. Nur sie, die auserwählte Tochter.

Das war nachher dann das Schwerste. Damit zu leben. Mit diesem Wunsch nach Gefallen, dieser Sehnsucht nach Wahrnehmung. Dem eigenen Beitrag. Der eigenen Schuld.

Die verlogenen Tränen der Mutter, wenn sie ihrer ansichtig wird. Die schreien, du hast es selbst gewollt. Du hast dich nicht gewehrt. Nicht wie deine Schwester. Du hast es freiwillig getan. Du hast dich mitschuldig gemacht. Als könnte ein elfjähriges liebeshungriges Kind sich frei entscheiden. Als wäre ihr Wille gleichwertig gewesen mit dem der Mutter.

Und der Vater sah zu. Taub, blind, stumm. Ein Affe, ohnmächtig und bar seiner Sinne. Der Vater, der an seiner zottigen Brust hätte seine Tochter bergen sollen. Der Vater, der doch um Gefahr abzuwenden Vater war. Er hatte die Gefahr ignoriert, hatte noch das Bett gestellt. Hatte sich aus dem Haus treiben lassen, damit der schleimige Riesenkörper Einzug halten konnte. Hatte kampfflos Platz gemacht. Schwach war er gewesen und feige. Blind, taub und stumm. Bar seiner Sinne. Eine leere Hülle, untot. Sie verachtete ihn. Er war es, der sie verlassen hatte. Die Mutter hatte sie verraten, er aber hatte sie verlassen. Hatte ihr seinen Schutz verweigert. Er hatte sie ausgeliefert. Sie war das Opfer, das die Eltern gebracht hatten, um sich zu retten.

Sie würde alle, die mit beteiligt gewesen waren an ihrem inneren Tod zur Verantwortung ziehen. Sich aus diesem Kreislauf retten, herauskatapultieren. Dem Sog trotzen. Doch der Sog war stärker. Sie blieb eine Gefangene dieser Schuldgemeinschaft. Und sie trug schwer an ihrer Schuld. Unschuldig wäre sie alleinig Opfer gewesen. Einfach Opfer. So aber war sie Teil des Ganzen, hatte sich beteiligt an der Jagd nach Zuwendung und Liebe. Auch ein Kind macht sich schuldig in seiner Sehnsucht nach Liebe. Das hatte sie gelernt.

Ihr Herz in der Hand der Mutter. Ihr pulsierendes Herz in der harten Hand der Mutter.

Sie reißt es erst aus dem Leib. Ein Schnitt, kräftig, das Brustbein kracht. Ein gezielter Griff in die offene Brust, das Herz schlägt noch im warmen Körper.

Mit einem Ruck reißt die Mutter, eine Priesterin, das zuckende Herz aus der warmen Höhle. Und hebt es hoch über den Kopf. Empor zu demjenigen, dem sie opfert. Welche Gnade, geopfert zu werden. Auserwählt. Welcher Schmerz.

Das Herz lebt noch. Es klopft und zuckt. Dann erkaltet es in Mutters gehobener Hand. Stille. Jetzt weiß sie, dass sie auch ohne Herz leben kann. Eine lebende Tote, eine Auserwählte. Sei stolz auf dein Schicksal.

Die Mutter steht starr, hochaufgerichtet, in den Fingern das tote Herz. Meine Tochter, ich opfere mich in dir. Du erfüllst, was dir aufgetragen. Sei stolz auf dein Schicksal, du bist auserwählt. Kein Gott, der mit Donnerstimme eingreift. Kein Gott, der das Opfer verweigert, den Bann löst. Sie ist nicht Isaak, sie ist bloß ein kleines Mädchen.

Denn der Gott, dem hier gehuldigt wird, greift gierig nach dem Opfer. Er verschlingt es mit Haut und Haar. Er ist unersättlich. Er begnügt sich nicht mit dem Herz. Dieser Gott, dessen selbst ernannte Priesterin die Mutter ist, will mehr. Er wühlt in ihr. Er wälzt sich in ihr. Er füllt sie aus bis in die letzte Pore mit seinem Pestatem, mit seinem Samen, seiner Saat. Niemals kannst du dich reinwaschen von einem solchen Gott. Niemals kannst du zurückkehren in einen Zustand der Unkenntnis, der Reinheit. Er hat dich gezeichnet, dir seinen Stempel auf-, nein, eingedrückt. Er lebt durch dich, ein Schatten, ein Vampir. Und die Mutter steht über dir, dein Herz emporgereckt, ohne das du auch leben kannst, wie du am allerbesten weißt.

Ihn auf den Schienen liegen sehen. Panik in den Augen, in diesen kalten Augen, die sich ihrer so oft bemächtigt hatten. Die zu oft sich geweidet haben an ihrer Angst, an ihrem Ekel. Panik in diesen Augen. Nun die Augen einer nichtsnutzigen Kreatur, die, wenn sie könnte, um ihr Leben betteln würde wie ein Hund.

Ihn wissen lassen, was auf ihn zukommt. Sich nun selbst aalen in der Angst, in der Todesangst. Rache üben an dem Häuflein Mensch, das da vor ihr liegt. Gebunden. Lächerlich. Quer über das Gleis. Wissend, was ihn erwartet.

Der Tod selbst wird schnell sein, wird über ihn kommen fast ohne Schmerz. Wenn der Zug erst einmal da ist, ganz nahe, dann ist es auch schon vorbei. Tausende Tonnen Stahl werden ihn zermalmen. Nur der erste Hauch, der Kuss des Todes wird süß sein. Und Ende.

Aber zuvor, zuvor will sie sich an seiner Furcht weiden, so wie er sich an ihrer Wehrlosigkeit geweidet hat. Sie will die Angst vor dem Tod sehen in seinen Augen, in seinem verzerrten, verhassten Gesicht. In diesem Gesicht, das sie nicht vergessen kann. Die Fratze wird sich auflösen, sich auf Schienen und Räder verteilen, atomisiert werden, dann ist vielleicht Ruhe. Befreiung.

Aber zuerst die Genugtuung, dass auch ein Gott fällt, dass er zu einem Haufen Scheiße wird, in seiner jämmerlichen Angst. Sie kann die Angst riechen. Sie stinkt, diese Angst. Kein Wohlgeruch ist es, der dem Tod vorausgeht. Nicht mit himmlischen Düften wird er zur Hölle fahren. Mit dem Gestank von Angstschweiß, dieser ätzenden Gülle in der eigenen Nase, wird sein Kopf von der Lok zerquetscht werden. Ein erstes Knacksen des Schädels, ein Büschel Haare, das davon treibt. Und dann kein Kopf mehr, nichts.

Dort, wo all die giftigen Dinge herauskamen, dort wo all die Schrecklichkeiten ausgebrütet wurden, wird nichts mehr sein. Und dort, wo dieser gefallene Gott seinen unheiligen Odem verströmte, wo er sich selbst verströmte in ihr, dort wird auch nichts mehr sein. Diese schrecklichste aller seiner schrecklichen Waffen wird genauso verschwinden wie der Kopf, der das alles ausbrütete. Schade, dass die Mutter ihn nicht sehen wird danach. Sie würde gerne der Mutter dabei aufmerksam ins Gesicht sehen. Sehen, wie auch sie gepackt wird von der Rache. Sehen.



▷ **mankaischmalz**
eine erzählung.

von **Manfred Bruckner**

mankaischmalz sei das einzig hilfreiche mittel und somit das allerbeste gegen gelenksschmerzen, sagte sie und verschwand in der küche, kam zurück mit einem tiegel, gefüllt mit einer blassgelben, leicht ranzig riechenden paste, welche sie auf die handgelenke, ellbogen und schultern ihrer mit leeren augen in die ferne starrenden tochter verteilte und dabei mit leiser stimme von den listen der bauern erzählte, die aufbrachen, um murmeltiere in ihren höhlen aus dem winterschlaf zu schrecken und zu fangen. draußen ließ sich das johlen betrunkenener soldaten und das schrille schreien junger mädchen vernehmen, heiseres gelächter, stöhnen, keuchen. und sie erzählte mit beschwörender stimme von der heimkehr der bauern vom murmeltierfang, den unschuldigen augen und den scharfen messern zum abziehen der bälge, während sie ihrer tochter das blut von den nackten schenkeln wischte, dann plötzlich scharfe befehle, schwere stiefel auf steinigem untergrund, „zum abmarsch bereit!“

neun monate später gebar ihre tochter einen sohn, und da eine schwere geburt zu befürchten war, rieb sie ihre tochter zwei monate lange mit leicht angewärmtem mankaischmalz ein, beginnend am kreuz, bearbeitete sie anschließend das becken, um zum abschluss kräftig damm und leistungsged zu massieren. der junge war gesund und stark, sie drohte schon zu sterben, bis man ihr murmeltierfleisch zu essen gab und sie nach drei wochen schließlich wieder auf den beinen war.

die erinnerung an seine großmutter war stets mit jenem leicht ranzigen geruch nach mankaischmalz verbunden, der das haus durchzog wie andere häuser der geruch nach frischem brot. ob erfrierungen, rheuma oder schmerzende gelenke, murmeltiere wurden geopfert, im austausch für die schmerzen. früher habe man auch noch prozessionen in die berge gemacht, hatte seine großmutter erzählt, zu fronleichnam etwa, blumenstreuend zwischen jungen birken. das allerheiligste unter purpurnem himmel war man umgegangen und hatte die alpinen weiden gesegnet, nicht nur des viehs und seines futters wegen sondern auch der murmeltiere halber.

mittlerweile war seine großmutter gestorben und mit ihr das mankaischmalz verschwunden, stattdessen gab es nun diverse weiße, geruchlose salben aus der apotheke, wo niemand mehr wusste, welche tiere denselben zum opfer fielen. die bauern waren zu jägern geworden, anstatt den murmeltieren in ihren bauten nachzustellen, wurden sie nun auf freiem feld erlegt, anstatt fleisch, fell und fett der allgemeinheit zuzuführen, wurden die tiere als trophäen in die privatheit verbannt, um dort vom sieg der kultur über die natur zu künden.

und sein vater, der regelmäßig auf ein murmel gegangen war, hatte auch davon geträumt, einmal eins vor den lauf zu bekommen, um es auszustopfen und gleich neben dem mäusebussard zu platzieren, der schon seit kindestagen mit ausgebreiteten schwingen und einer feldmaus in den fängen dem besucher aus kaltglänzenden augen entgegenstarrte. doch aus den weiden waren inzwischen schipisten geworden und der pfarrer verirrte sich nur noch zum zwecke der einweihung neuer liftstationen in die berge, von murmeltieren war nur noch am wirtshaustisch die rede – phantomen gleich, sollten sie nächstens und des morgens über die höchsten gebirgsweiden huschen. von riesigen exemplaren berichteten augenzeugen, sodass es allen jägern gleich im zeigefinger juckte.

und dann war sein vater abgestürzt, dreihundert meter tief hinein in eine schlucht. er hätte sich verstiegen, bei der verfolgung eines murmeltieres, an jenem tag, als er seinem sohn auf den rechten weg verhalf. der leichnam konnte nicht geborgen werden, zu tief war die schlucht, zu unwegsam das gelände – sodass er selbst trophäe wurde, die gebrochenen augen himelwärts gerichtet, die hände – leer.



mankaischmalz, zweimal wöchentlich aufgetragen und er würde wieder schlafen können, hörte er seine goßmutter sagen, ganze nächte hindurch, ohne schweißgebadet hochzufahren, mit jenem brüllenden schmerz im rechten arm, der ihn regelmäßig aus dem schlaf zu reißen pflegte, seit jener nacht, wo er die stadt verlassen hatte und damit seinen arm, fein säuberlich arrangiert auf weißem tuch unter purpurnem abendhimmel, rundherum die zweige einer jungen birke. doch verlassen alleine genügte nicht. so wie die erinnerung ihm stets das vergangene wieder ins gedächtnis rief, suggeriert der schmerz dem unvollständigen vollständigkeit.

die ärztin hatte von phantomschmerzen gesprochen, dass sein arm phantomglied wäre und er empfindungen projiziere. und zwar in den nach der amputation nicht mehr vorhandenen körperteil, sprich arm in seinem fall – und ihn eben deshalb als noch existent erlebe. beruhigen solle er sich zuallererst und regelmäßig diese tabletten einnehmen, sie wandte sich ab und schrieb sorgfältig ein rezept: „wie kam es überhaupt dazu?“

er erinnerte sich, einmal im zusammenhang mit hinrichtungen gelesen zu haben, dass ein abgetrennter kopf noch bis zu einer minute mit sauerstoff versorgt bleibt, zumal das gehirn aufgrund der angst unmittelbar vor der exekution einer massiven blutzufuhr unterliege. er hatte sich immer wieder vorgestellt, wie der abgetrennte kopf über den boden purzelt, zuerst der aufschlag halbseitlich am ohr, dann der untergrund unmittelbar vor augen, schnelle drehungen um die eigene achse, schließlich der stillstand und der blick fällt auf den verwaisten körper einige meter weiter, auf den körper, der sich plötzlich gedoppelt sieht, einerseits als grotesk verrenkte masse mit blutverschmierten strüngen aus dem hals, andererseits als phantom am kopfe baumelnd, präsent nur mehr als schmerz. oder aber der körper, nun seiner identität enthoben und entgrenzt, geschichts- und zukunftslos sich ausdehnend und gebärend aus dem schmerz das neue?

„kennen sie mankaischmalz?“

im dorf hatte es einen rührigen, alten mann, den könig, gegeben, der im krieg einen arm verloren hatte und vor jeder heuernte befragt wurde, ob das wetter umschlagen würde, da er anhand seines amputierten armes einen wetterumschwung mit größerer sicherheit voraussagen konnte, als die meteorologen im fernsehen. es wurde erzählt, dass er während des krieges offizier bei der ss war und zurückgeblieben war, als eine gruppe von soldaten auf der flucht durch das dorf kam. als jedoch dann die russen kamen, wäre er aufgrund seines brandmals, das alle ss-angehörigen am oberarm besaßen, entdeckt worden und die russen würden ihn sofort exekutiert haben, wenn er sich selbst nicht in den oberarm geschossen und damit das brandmal unkenntlich gemacht hätte. der arm wurde ihm später amputiert – und mit ihm auch sein geschichte. er wurde zum obmann des ortsansässigen kameradschaftsbundes ernannt, seine kameraden waren es dann auch, die ihm das letzte geleit gaben, nachdem er sich auf seinem dachboden regelrecht enthauptet hatte. man hatte den schuss gehört und fand seinen körper noch mit der schrotflinte in der verkrampften hand, womit er sich direkt in den hals geschossen hatte. der kopf war abgetrennt worden und durch die wucht des aufpralls erst einige meter vom rumpf zum liegen gekommen.

offiziell wurde von einem unfall gesprochen, ein schuss hätte sich beim gewehrputz zufällig gelöst, der pfarrer sprach beim ordnungsgemäßen begräbnis von den verdiensten des verstorbenen, für die armee wie für das dorf. so als hätte er zwei leben gelebt, getrennt durch einen sauberen schnitt.

es war sommer, als er sich eines schönen tages mit einem hübschen mädchen aus dem dorf am alten bergwerksstollen verabredete. sie wollten alleine sein – was dieser ort garantieren sollte, da allen kindern schon von klein auf verboten wurde, sich dort herumzutreiben. der stollen galt als einsturzgefährdet und darüber hinaus hatte dort angeblich der alte könig seine waffen vor den russen versteckt. sie trafen sich also dort zur verabredeten zeit, aufgereggt und pochenden herzens, beide wissend um die überschreitung des verbots. da saßen sie nebeneinander, beginnend ein spiel von dem sie noch keine regeln wussten, lachten nervös und scherzten, mut musste erst



bewiesen werden: nämlich die männlichkeit. schwarz war die stollenöffnung, er sagte, er werde ihr des königs schatz bringen, wenn sie ihm ihm gegenzug zeige, wie sehr sie schon frau sei. „abgemacht“, und er stolperte hinein, ein feuerzeug in händen, kaum sehend bis zu den füßen, fiel er mehr als dass er ging, bis er schließlich schmale geleise fand, denen er folgte. ein scharfer geruch stieg ihm in die nase, dann flügelschlagen und ein wischen, reißen in den haaren, gekreische: fledermäuse. das feuerzeug war ihm entfallen und danach tastend, spürte er einen stich im zeigefinger und glaubte nach genauerem befühlen eine anstecknadel samt plakette in händen zu halten. im schein des feuerzeugs erkannte er ein ss-emblem und als er sich umsaß, erkannte er eine schwarze, metallene kiste in einem winkel. er versuchte sie heraus zu heben, doch erwies sie sich als viel zu schwer. und so begann er daran zu ziehen und zu zerren, bis es plötzlich in den balken knarrte, sand von der decke rieselte und steine kollerten. da bekam er es mit der angst zu tun und lief so schnell er konnte auf die weiße öffnung zu, strauchelte, fiel hin, sprang auf, hetzte weiter und stürzte schließlich ins freie. staubwolken entwandten sich der höhle und tauchten alles in einen sich langsam lichtenden nebel, atemlos stand er davor und schweiß auf seiner stirn, zitternd am ganzen leib fiel sein benommener blick auf ihre schemenhafte gestalt, die langsam näher kam und klarer wurde, so wie gott sie schuf in des tages letzten sonnenstrahlen. er drückte sie an sich, die todesangst im nacken noch, drückte er ihren warmen, weichen leib an den seinen kalten, krallte seine finger in die zarte haut ihres rückens, ihr kleiner fester busen an seiner bebenden brust – und fühlte es sich regen und versteifen, die hose in den knien fand er sich zwischen ihren schenkeln wieder, stoßend und keuchend dem ziel entgegen. bis er sich – durch eine harte hand zurückgerissen fühlte und seines vaters vertraute stimme dicht an seinem ohr zwischen hörte, „du weißt, dass es verboten ist! was hast du also hier verloren?“

und die haselnussgerte, mit der sein vater für gewöhnlich seinen hund zu züchtigen pflegte, schrieb mit blutiger spur das verbot auf seinen rücken. dass er sich doch bloß verlaufen hätte und dass sie, die sich inzwischen in die büsche geschlagen hatte, vollkommen unschuldig gewesen wäre, beteuerte er schluchzend, während sein vater mit nicht nachlassender gewalt auf ihn einschlug und ihm mit nassen augen und brüchiger stimme entgegenete, dass er vom rechten weg abgekommen sei und sich zu hause nur nicht mehr blicken lassen solle. das sei also der dank dafür, dass er ihn zu seinem sohn gemacht habe, aber man hätte ja eigentlich gar nichts anderes erwarten können, von ihm, dem bastard. und er bog ihm seine arme nach hinten und befahl ihn auf die knie, ein gürtel wurde geöffnet und die männlichkeit bloß gelegt – und er spürte seinen vater eindringen, etwas platzen, in seinem kopf – oder war es sein fleisch, hörte den vater keuchen, immer lauter, ein unmenschlicher schrei löste sich von seinen lippen – seinen?

irgendwann ließ sein vater von ihm ab, drehte sich wortlos um und stieg weiter in die berge. die augen noch voller tränen, es sollten für lange zeit die letzten gewesen sein, suchte er seine kleider zusammen und machte sich auf den weg ins dorf. auf einer anhöhe, wo sich von einer kleinen bank das ganze tal betrachten ließ, traf er den könig, der sich dort an der dämmerung erfreute. schweigend setzte er sich neben ihn, die hände tief in die hosentaschen versenkt, bekam er das abzeichen zu fassen und brachte es ans tageslicht: „es ist ihres, nicht wahr?“

der alte mann warf nur einen kurzen blick darauf, um dann die stirn zu runzeln und sich am armstumpf zu kratzen: „es wird regen geben.“

„ich werde das dorf verlassen, ich gehe in die stadt.“

„so viel jugend, die da hingeht – und niemals kommt jemand zurück“, erwiderte der könig, ging nach hause, setzte sich die schrotflinte an und löschte seine identität.

die stadt gerierte sich als labyrinth. monatelang ließ er sich treiben, von menschenströmen eingesogen, ausgespien, fand er sich an immer neuen orten wieder, deren stetig wechselnden gesichter ihn verwirrten, irritierten, unfähig machten sich zu orientieren. er hatte nie einen stadtplan

besessen, war einfach nur herum gelaufen, ziellos bewegte er sich oftmals im kreis, bis er eines nachts zufällig auf eine junge frau traf, beschäftigt damit, eine häuserwand mit seltsam anmutenden zeichen zu markieren, weder schrift noch bild und beides. „was ist das?“

„dies ist der einzige weg sich hier zurecht zu finden“, flüsterte sie in verschwörerischem ton und er versuchte sich an das muster der narben auf seinem rücken zu erinnern, kauerte sich neben sie und begann es an die wand zu malen. ihm interessiert über die schulter blickend, murmelnd, „du weißt, dass es verboten ist“, fragte sie ihn, was es bedeutet.

„es ist ein verbot, das auf grund seiner übertretung existiert“, erwiderte er und legte seinen rücken bloß.

„wir sind verboten, doch werden wir die einzigen sein, die überleben – die stadt, sie lebt und fordert ihre opfer. und wenn du die zeichen nicht entziffern kannst, so bist du zweifellos verloren.“

sie nahm ihn am arm, führte ihn durch dunkle gassen, hinterhöfe, verwilderte parks und abbruchhäuser, bis sie an einer schwarzen metalltür klopfte, die nach geraumer zeit geöffnet wurde. „wer ist das?“, frage ein zahnloser mund unter hellen augen. „er ist einer von uns, nur ist er noch nicht bezeichnet.“ nickend hieß der zahnlose ihn sich auf einen stuhl zu setzen, den rechten oberarm frei zu machen, um sich umzudrehen und an einem offenen feuer zu hantieren. „du weißt, dass wir verboten sind?“ die hellen augen auf ihn gerichtet, brannte sich ein glühendes eisen zischend in seinen oberarm – „was habe ich hier bloß verloren?“, schrie er halb besinnungslos vor schmerz, haselnussgerten schrieben blutig das verbot, sein vater stöhnte, keuchte - und die hellen augen über ihm erzählten vom murmeltier, sitzend am abgrund, wo sein vater dem tode gegenüberstand. „wir helfen dir, nicht vom rechten weg abzukommen“, drang es an sein ohr, die junge frau vor augen, fiel sein blick schließlich auf seinen oberarm, wo nun ein seltsames muster prangte, gemahnend an die striemen auf seinem rücken.

in jener nacht noch, es dämmerte bereits, verschlug es ihn ins rotlichtviertel, eine straße nur, an beiden seiten gehsteigbewährt, wo schenkelhohe lackstiefel in seltsamem gleichschritt paradierten, fahles fleisch quellend in den verschnürungen von lederkorsagen, brüste, hochgereckt und ausgestellt, verhießen stillung jeglicher fleischeslust. er ging seines weg, hielt sich nicht lange auf im starren, während ihn müde augen hinter grell geschminktem antlitz musterten, manchmal abschätzig, dann fordernd, gurrende geräusche drangen an sein ohr, manchmal auch fragezeichen, dann – „was hast du denn hier verloren?“, aus rotem mund, ganz ohne strenge. er erwartete schon hiebe, als eine zarte hand ihn vor eine jener schummrig-roten türen führte. „vielleicht habe ich mich – verlaufen?“ und als wäre es ein zauberspruch gewesen, schwang die türe auf, von selbst, ganz leise, „tritt ein – und fühl dich ganz zu hause!“

das bett metall, die wäsche ganz aus roter seide, sie hieß ihn sich zu entkleiden, dann bäuchlings hinzulegen, hörte das klirren von metall und fühlte sich unversehens ans bett gekettet, spürte weiche hände die narben an seinem rücken streicheln, langsam abwärts gleiten, sein sitzfleisch fassen und massieren, fingernägel, die sich in seine gespreizten schenkel bohrten, „du willst dich also verlaufen haben? ich werde dir den rechten weg schon weisen...“ und lederriemen klatschten auf sein nacktes fleisch, auf schultern rücken und gesäß prasselten die schläge, und er spürte es sich regen, aufbäumen unter seines körpers last, während kaltes leder sich in seinen anus versenkte, die lust den schmerz zu übererwiegen begann und er die augen schloss und es kein ich mehr gab, das es zu verschließen galt.

„ich denke, es ist mir möglich mit meinen phantomen zu leben“. dankend wies er das rezept zurück. er empfand es als widernatürlich, einen schmerz vergessen zu machen, der durch sein bloßes dasein den versehrten die unversehrtheit wiedererleben ließ und musste an seine mutter denken, die einmal gesagt hatte: „die sorge um dich gibt mir dich ganz zurück.“

„nun? wie ist es also dazu gekommen?“

„es war ein unfall. beim gewehrputzen löste sich ein schuss.“



▷ Die innere Sicherheit

von Gertraud Klemm

Die Stadt, die Baden so ähnlich ist, sauste an mir vorbei. Am ersten Frühlingstag dieses Jahres transportierten wir also eine alte, rüdicke Ledercouch von der Familie seiner Ex-Verlobten nach Klosterneuburg. Wir sprachen beide nicht viel und wengleich ich versuchte, die lärmenden Schlussfolgerungen in meinem Kopf zu bändigen, erahnte ich Konstantins Gedanken, die er hätte, wäre er ich.

Unser Schweigen breitete sich wohltuend im Wageninneren aus.

Er bog in eine Seitenstraße mit dem anheimelnden Namen „Waisenhausgasse“ ein, an deren Ende ein verträumtes, verfallenes Gutshaus stand, das hoffnungslos mit Efeu zugewuchert war. Ohne das ich es beabsichtigte, fiel ein Kommentar aus meinem Mund, wie so oft in letzter Zeit; ob ich mich schön langsam in eine dieser wohlherzogenen, gutverdienenenden Großstädterinnen verwandle, die Stefanel-Blusen mit Seidenschals kombinieren?

„Entzückendes Haus“, sagte ich und bevor ich mich über den süßlichen Timbre in meiner Stimme wundern konnte, war mir Konstantin schon - zum ersten mal überhaupt? - ins Wort gefallen: „...das ist es!“, gab er eilig von sich. Er schien gespannt, irgendwie stolz auf dieses Haus, auf seine Verflozene, auf diese extravagante Passage in seinem Leben.

Wir hielten und stiegen aus dem Auto. Ich träge und angewidert, er leichtfüßig, aber gespannt. An der Gartentüre beobachtete ich ihn scharf: zuerst wollte er (aus Gewohnheit?) das Holztor öffnen, aber dann besann er sich, dass es wohl pässlicher wäre, doch anzuläuten.

Ein kleinwüchsiges, blässliches Geschöpf erschien an der Türe, zweifelsohne ihre jüngere Schwester, eine schamlose Kopie von der Frau, die sein Herz in diesem erbärmlichen Zustand hinterlassen hat, mit dem ich mich jetzt herumplagen muss.

Konstantin stellte sie mir als Margit vor und Margit gab mir ihre kleine kalte Hand. Wir gingen den abschüssigen etwas verfallenen Garten hinab. Überall wuchs Moos und dazwischen standen kleine Pavillons und Schuppen herum, hie und da auch eine Steinfigur mit schwermütigem, schläfrigen Gesichtsausdruck. Ob er sie hier gefickt hatte, unten am Pool, oder in dieser verfallenen Laube? Hatte er die gleichen Geräusche von sich gegeben, dieses kurzatmige, gequälte Raunen, das immer so abrupt laut wird? Oder waren sie genötigt gewesen, leise zu sein, um Margits damals noch jungfräulichen Charakter nicht zu besudeln?

„In die Sauna“, gab Margit zwischen hartnäckigem Husten von sich. Als sie die blitzblau bemalte Türe aufgesperrt hatte und ein Öffnungsversuch scheiterte, nahm ihr Gesicht einen weinerlichen Ausdruck an. „Sie klemmt.“

Konstantin schob sie sanft beiseite, riss an der Türe herum, klopfte sie fachmännisch ab, verzog das Gesicht und entfernte sich, um kurz darauf mit einem Schürhaken wieder zu erscheinen. Ich zog die Brauen hoch, aber anstatt mich zu beachten, hebelte er gewalttätig von allen Seiten an dieser Türe herum. Ich überlegte, mich anzubieten, und erschauerte lustvoll bei dem Gedanken an splitterndes Holz und ein verrenkt abstehendes, verbogenes Schloss - aber Konstantin hätte mir nie und nimmer das Werkzeug in die Hände gegeben, denn er war jetzt ganz Schwager Konstantin, um den es fürchterlich schade ist.

Wir schleppten das Monstrum aus fäkalbraunem Leder durch den Märchengarten und Konstantin gab Direktiven wie „Vorsicht“ und „diese Seite nach unten“ und „nicht so hinstellen“ von sich, meine Handgelenke und Finger waren taub vor Schmerz und mein Kopf rot vor Zorn. Ich ging keuchend vor ihm her, und am liebsten hätte ich die Bank einfach fallen lassen und ihm eine Satte Szene hingelegt, vor Sabinas Schwester natürlich.

Stattdessen trug ich tapfer Trumm für Trumm in die verfallene Sauna und wunderte mich über den starken Mann, der plötzlich in Konstantin erwacht war - als wir die Couch aus seiner

Wohnung herausschleppten, hatte er wegen seiner offensichtlich zur Schau getragenen Kopfschmerzen wild grimassiert, laut gestöhnt und eine unaussprechlich leidende Haltung zu Tage gefördert. Lasten, die wenige Stunden zuvor scharf an der Grenze zur Unzumutbarkeit zu zweit getragen wurden, trug er nun alleine und das noch dazu mit der zähen Würde und unerschöpflichen Kraft eines tibetanischen Sherpas.

Ich drehte den beiden den Rücken zu und bewegte mit meinem Fuß vorsichtig die gigantische gefrorene Wassermasse im Pool. Das Eis widersetzte sich anfangs träge meinem mechanischen Einwirken, also stieß ich fester.

Mit einer erschreckenden Plötzlichkeit setzte sich der Berg in Bewegung und wummerte nun unvermeidlich gegen die dünne Plastikhaut, in der er gefangen war. Verstohlen drehte ich mich um; niemand hatte meine Verfehlung bemerkt. Mit stiller Konsequenz setzte sich das rhythmische Schlagen des Eises fort und ich beschloss, die Furcht vor dem Bersten der Poolwand einzustellen. „Ich wusste nicht, dass du so stark bist!“, hörte ich Margit atemlos sagen und ich drehte mich um. Sie setzte einen Polsterteil ab und maß Konstantin mit koketten Blicken.

„Geistig habe ich dich nie unterschätzt“, fügte sie hinzu. Ich richtete mein Augenmerk auf Konstantin und mein Zorn schwand augenblicklich. Seine bemessene Schweigsamkeit, das ungelenke Dastehen, seine ganze peinliche Existenz erfüllte mich mit Rührung, tiefer Dankbarkeit und diffuser, völlig deplatziertes Zuneigung. Auch Margit verzieh ich spontan.

Als wir wieder im Wagen saßen und Richtung Wien brausten, herrschte in meinem Kopf und um mich herum dennoch ein schlechtes, traniges Klima.

Aus unerfindlichen Gründen fühlte ich mich verheißungsvoll verloren, wie in einer Großstadt, die man zum ersten Mal und noch dazu alleine durchmisst.

▷▷ Die innere Sicherheit

von Stefan Pointner

Inn

(und es tut mir leid, aber das zweite "n" musste her. Du musst es ja nicht extra aussprechen, wie denn auch. Aber jede Gruppe braucht ihren Anführer, der ihr Sinn und Sicherheit gibt, oder. Aber vielleicht brauchen wir ihn zum Schluss gar nicht mehr. Vielleicht. Hauptsache Überschrift. Oder?)

Rote Haare fließen zähflüssig bis zu den armen,
 grau-schwarzen Stofffetzen, kommen nicht mehr weit, Weite, weiter,
 - Rotes Meer, schwillt und schwillt und schwappt
 über -

und tropf-opfen auf den Boden. Eine dunkle, glänzende Lache voller Haare. Der Mond sticht gelb zwischen beide, schmerzvoll, wie ein gehässig' Kinderlachen. "Ein Schwert zwischen uns", denkt er, "wie Todfeinde liegen wir hier nebeneinander." Aber es war nicht nur ein Wort. Denn jetzt tropf-opft plötzlich Blut von der rechten unteren Bildecken auf die Fliesen. Tropf-opfen um Tropfen.

Und dieses Geräusch - wie die stumpfsinnig gelbsüchtige Tischlampe von IKEA, die so grauenhaft zu knacken beginnt - macht einen wahnsinnig, höhlt einen aus, ganz porös, aber so, als springe dieses Andere in mich, sich mit mir zu vereinigen.

Das Immunsystem wehrt sich. Doch sinnlos.

Quasi Blutsbrüderschaft. Und Bluthochzeit. Innere Sicherung ist gefallen. Und jetzt Bluttausch. Quasi dunkelrote Brille vor den Augen - du bist mein Engel, bist mein Marx,
 du bist der Nagel meines Sargs.

Er

Und er hofft auf einen einstimmigen Beschluss des UN-Sicherheitsrates, der...

- aber vergiss das gleich wieder.

Weil...

- aber rechne überhaupt nicht damit.

Der kann vielleicht Ruhe und Ordnung in deine...

- schieß drauf. Ja, schieß drauf. Ja, ich bin kein typischer Mir-wurscht-Österreicher. Sag programmatisch schieß drauf. Das bringt Frieden.

Lass mich ausreden. Also, wie es scheint, kann er dir auch nicht helfen, Rest: in peace. Zu guter letzt, dennoch. Wie lang...?

Es

Wie wenn du gepeitscht wirst von Libido und Thanatos. Selbstzerstörung, Auflösung, Schmerz, Verzweiflung und auch Todestrieb. Wie wenn gelbe, rote, merkwürdig violette Streifen sich durch den Raum - quer - drehen. Farben, Vampyre, Geschrei, andere Expressionisten schlagen auf dich ein.

Und mitten im Chaos denkst du daran, wie du dich doch früher zu den großen Ausdrucks Künstlern gerechnet hast: Kräftezehrender Kampf, Millimeter um Meter, vor dem Spiegel, bis die rotzige oder eitrige Farbe aus dir raus an das Glas klatschte.

Applaus.

Der neue Expressionist.

Jetzt aber Karussell. Farbenflut. Und du noch immer im Bluttausch. Hoffentlich weniger Kopfweh als Biertausch. Aber das weiß man immer erst im Nachhinein. Quasi Epimetheus. Da streift



der Blick durchs Fenster dieses Stilleben:

Auf der Straße zieht (oder besser: schleicht) ein Zug (oder besser: ein ungeordneter Haufen) von Polizisten - die ja eigentlich die innere Sicherheit des österreichischen Staates schützen sollten und so -, ziehen diese vorlauten Aufständler also durchaus leise, wie ein Trauerzug - und bitte spielt mir bei meinem Begräbnis nicht diese stinklangweilige, schwarze Musik. Jeder Tag ist ein perfekter -. Diese 5 bis 7 Faschingsnarren oder aber Verbrecher, weil: gegen das Vermummungsgebot verstoßen! - und Fasching übrigens wie Faschismus, nur lustiger-, werden sorgsam von zirka 25 bis 30 durchorganisierten, strammen, parteilosen Demonstranten geschützt.

- Was soll das?

- Schutz und Hilfe, Unser Herr.

Schützt also diese form- und gesichtslose Masse die 5 bis 7 Polizisten. Lückenlose Absper_ung, fast. Demonstrantenstaat! Demonstrantenstadl. Und der Chef ein schwarzer Kopfnicker, kopflos. Keine zwei Schritte weitergekommen in der unendlichen Zeit, in der du die Übelkeit aufgestaut hast, quasi Lawinen-Auffangbecken. Bis dann endlich doch wieder Ausdruckskünstler. Und gerade noch Richtung Erbrochenes nach unten gebeugt - Leberkäse und Bier nicht nur eins a Mundgeruch sondern jetzt auch Kotzgeruch -, denkst du:

Ich

Wie ich es hasse, tut mir leid, aber: ist so. Also wie ich es hasse, wenn ich prototypisch männlich mit Bier und offenem Gürtel vorm Fernseher sitze, Gesicht praktisch geistlos animalisch. Wie ich 22 bewundernswerte Idioten über den Rasen jage, jagen sehe. Wie mir beim unverständlichen Gejohle nur einfällt: Fest der Pferde und der Stöger ist dabei! Stöger ist dabei! Wie ich dann unwillkürlich an Pferdeleberkäse, richtig dick aufgeschnitten, ja, mit Senf bitte, außerdem? Nichts, danke, denken muss.

Und wie ich dann mitten in meinem Paradies-Traum-Trance-Zustand plötzlich höre: "... für die innere Sicherheit. Damit sie sich wohlfühlen und ..." Und wie ich fast auszucke, das Bier fast auf den Boden schüttele, noch mehr fast auszucke, mich fast wieder beruhige und mich dann fast gar nicht ärgere, dass die Werbung mich, tut mir leid, aber: ist so, mit dieser O.B.-Geschichte belästigt. Es interessiert mich nicht nur nicht, sondern: was weiß ich. Also Fußballer unappetitlich genug. Menstruations-Nachspielzeit nicht mehr nötig, danke.

Vielleicht Ei-fersuch. Quasi Eierstock-Neid. Was auch immer, aber bitte.

Er

Und während du noch richtig stinkst - denk an Stöger 90 Minuten schwitzen oder Pferd kurz vor Leberkäse -, zum Fenster schaut, hoffnungsvoll, Magen leer, als komme sogar durch nicht zu öffnendes Glas Frischluft, während du schon den Notausgang suchst, freust du dich, als du den Kleinen neben seiner - tut mir jetzt wieder leid, aber: ist so - neben seiner hässlichen Mutter siehst. Für ihr Alter.

Er hält sich mit beiden Händen die Ohren zu, der Mund weit offen, die Augen ausdruckslos oder Angst. Hinten irgendwo ein See, ein Weg, Himmel. Und die Polizisten machen ja wirklich einen furchtbaren Lärm mit ihrem kindischen "Stop the war"-Geschrei. Und wie du bemerkst, dass er, der dumme kleine Bub, die Hände nicht wirklich an die Ohren drückt, sondern nur so als ob. Quasi Hand-mit-kleinem-Spalt-zwischen-den-Fingern-vor-die-Augen-im-Kino-bei-Gruselfilm-halten. Innere Sicherheit vorspielen.

In Wirklichkeit macht ihn das Geschrei ganz geil, also, wenn er älter wäre. Aber heute, wer weiß das schon. Bei der - tut mir leid, aber: ist wirklich so - entstellten Mutter. Ästhetisches Mitleid mit städtischen Snob-Passanten gleich null. Aber wirklich.



Und wie du dir nicht mehr sicher bist, ob die Fratze - also, das habe ich jetzt wahrscheinlich vergessen, aber: der Kleine natürlich auch nicht die Perle von Wien -, ob die Fratze Angst vorm Polizistenstadl dort unten oder vor dir, sprich: oraler Expressionistenstadl, ausdrückt. Und alles dreht sich, Farbenwirrwarr, Schwarz, Rot, Blau, Grün und andere. Nichts geht mehr.

Hei

Jetzt schnell letzter Heilungsversuch: Festplatte quasi schon verloren. Systemdateien gelöscht. Norton Anti Virus, rette mich! Chaos in elektronischen Leitungen. Ionensturm. Kirk-, Spok-, Scotty- und Tschechovgerüttel. Letztes Pornoseiten-Cookie verschwindet schmerzvoll. Wer nur diese Seiten benutzt, also: sollen ja fast 80 Prozent des gesamten Internets ausmachen. Beim Stroh-Rum kann man auch nicht am Alkohol vorbeischaun. Aber jetzt Endkampf. Nur mehr schmaler Grad. Alle Sicherungen fallen, Schuko-Stecker raus, FI-Schalter um. Elektronischer Vorurknall-Zustand. Friedlich. Friedhof. Stille. Mehr Stille.

t

Tod.

Und ein Geräusch von Tropf-opfen reißt dich aus dem Schlaf. Du blickst in die grellgelbe, knackende IKEA-Schreibtischlampe. Die offene, ausgeronnene Füllfeder über zweifelhaften Schreibversuchen. Die Eintrittskarte zur Munch-Ausstellung. Draußen, wie immer - tut mir leid, aber: ist so - schieß Wetter. Und du bist dir nicht mehr sicher, welchen Geschmack du im Mund hast: Blut oder klassische Leberkäse-Bier-Mischung. Und du fühlst dich wieder sicher. Oder.

Epilog:

Sind wir Nachfolger des Vordenkers, des Prometheus. Fragst du dich. Quasi an einen Felsen geschmiedet irgendwo im Kaukasus und täglich Geier- oder Adler-Leberzirrhose. Darf dieser verdammte Alk-Geier das überhaupt? Und die ÖH-Plakate antworten wie einst der griechische Chor: Niemand hat das Recht, zu gehorchen. Aber unter Geiern? (Vergiss das am besten gleich wieder, weil: Karl May und so weiter und eh schon wissen. Blutsbrüder und so.)

Also: Prometheus' Nachfolger, nur ohne Adler? Wer wird dann aber die innere Sicherheit aufwühlen, Eingeweide durchwühlen, wie eine wilde Wühlmaus? Kein Vogel weit und breit. Vogelfrei.

Nur eine kleine, weiße LAMY-Füllfeder. Fliegt willenlos umher, vom Wind, vom großen Diktator, von Überschriften geführt - wie diese unschuldige Feder am Anfang und Ende von "Forrest Gump", das kennst du bestimmt, oder. Landet, fliegt, haltlos. Halt! Los! Kratzt ein bisschen am Papier herum, wie auf Forrests dreckigem Turnschuh.

Fliegt jetzt auch - auf den Boden. Bleibt liegen. Blaues Blut tropf-opft. Wenn doch eine Feder ein bisschen Adler sein könnte. Oder so.

▷▷ **Das kleine Mädchen**von **Anna Weidenholzer**

Irgendwann – der Anfang, der Beginn.

Die Bank ist rot. Ihr Lack – abgesplittert, das Holz schaut hervor.

Kinderstimmen lachen in der Ferne. Die Stimmen sind hell, lebendig.

Ein kleines blondes Mädchen packt seinen Rock an den Rockzipfeln, hält sich fest daran und bricht auf ins große, weite Leben. Zehn Schritte später liegt es am Boden. Gina klaubt es auf und lacht, herzlich, laut, für manche Menschen vielleicht etwas zu laut. Das Mädchen erinnert sie an ihre eigene Kindheit, an die sie in letzter Zeit immer öfter denkt. Ginas Arzt hat ihr gesagt, es steht nicht gut um sie. Sie verkalkt, immer mehr. Das Gehirn baut ab. Gut, was ist schon gut?

Gut war die Geschichte mit dem Hasen. Es war Krieg. Nichts mehr zu Essen da. Da haben sie den Hansi, ihren Lieblingshasen geschlachtet. Die ganze Familie hat den Hansi gegessen. Nur sie nicht. Sie hat an diesem Tag nichts gegessen..

Gina blickt wieder das kleine Mädchen an. Es liebt die Geschichte vom Hasen Hansi. Das Mädchen liebt es, dass Gina immer aus der Vergangenheit erzählt.

Nach der Jause, wie immer bestehend aus Packerlsuppe und Brot mit Wurst oder Käse, wirft Gina einen Blick auf ihren Kalender. Ihr Kalender ist sozusagen ihr Kurzzeitgedächtnis, sie trägt darin alles ein, damit sie nichts vergisst. Gut, was ist schon gut?

Gina erinnert sich nur an schöne Sachen aus ihrer Vergangenheit. Zumindest haben ihre Verwandten diesen Eindruck. Über ihren Verlobten, der sehr bald starb, spricht sie nicht. Nie wird das kleine Mädchen von ihm erfahren. Seine Briefe bewahrt Gina in ihrem Nachtkästchen auf. Auch den letzten, der nicht mehr von ihm war. „Liebes Fräulein Gina. Ich bedaure Ihnen mitteilen zu müssen...“, die Zeilen schwimmen vor ihren Augen, tot ist er.

Normalerweise schläft Gina im Wohnzimmer. Nur wenn das kleine Mädchen da ist, schlafen beide in Ginas Schlafzimmer, wo das steinerne Pferdebild hängt. Das kleine Mädchen vergöttert Pferde. Gina wundert sich manchmal darüber, schließlich sind es nur ganz gewöhnliche Tiere, der Hansi ist schließlich auch gegessen worden.

Im Wohnzimmer steht Ginas Fernseher. Sie empfängt vier Kanäle, ORF 1 und 2, ARD, ZDF. Den Deutschen schaut sie nicht so gern. Sie bevorzugt die österreichischen Kanäle. Auf ihrer Fernbedienung sind die Zahlen Eins und Zwei nicht mehr lesbar.

Das Mädchen fragt Gina, wann sie es wieder zuhause besuchen kommt. Gina gibt eine ausweichende Antwort. Sie will nicht mehr fort von ihrem Haus. Das letzte Mal, bei ihrem Bruder, ist sie aufgewacht und hat nicht mehr gewusst, wo sie ist. Keine Ahnung gehabt, wem dieses Haus gehört, das sie seit zwanzig Jahren kennt. Gut, was ist schon gut?

„Wann kommst du uns jetzt besuchen?“ Gina will keine Antwort geben. Früher, als sie das kleine Mädchen noch besuchte, ist sie immer zum Bäcker gegangen, hat Krapfen gekauft und dann mit Staubzucker einen Stern darauf gestreut.

Gina liebt das kleine Mädchen, auch wenn es etwas eigenartig ist. Ein kleines, vielleicht etwas zu kleines, schielendes, blondes Mädchen, das Plastikdinosaurier mit Rosenblättern füllt und seinen Frühstückskakao aus acht verschiedenen kleinen Tassen zu nehmen pflegt. Das kleine Mädchen bringt Leben in das Haus, in dem Gina sonst alleine ist.

Ihr ganzes Leben. Alleine. Er ist gestorben. Kein anderer hat je eine Chance bekommen. Liebe bis in den Tod. Manchmal, da kommen Gina schon die Zweifel. Ob er sie so sehr liebte, wie sie ihn, ob er vor seinem Tod an sie dachte, ob er sie betrogen hatte. Dann betet sie. Gott wird´s schon richten.

Gina nimmt das kleine Mädchen immer mit in die Kirche, sie zünden dann Kerzen für die Verstorbenen an und besuchen die heilige Messe. Gott gibt Gina ein Gefühl von Sicherheit. Gut, was ist schon gut? Gina hat keine Angst. Sie lebt in ihrer Vergangenheit. Die Vergangenheit gibt ihr Sicherheit, natürlich Gott auch, Gott darf nie vergessen werden, Gott ist über allem. Im Nachbargarten steht ein Taubenstall. Gina liebt das Gurren der Tauben, graue Tauben, weiße Tauben, das kleine Mädchen hat ihr einmal von einer Taube erzählt, die sein Bruder gerettet hat. Eine schöne Geschichte, sie erinnert sich daran.

Ginas Bruder ist zu Besuch. Dieselbe Frage, zu kurz hintereinander gestellt, ihr Bruder schimpft sie, ganz fürchterlich, Gina beginnt zu weinen. Sie schämt sich, verlässt den Raum, blickt auf den roten Baum, der in ihrem Garten steht.

Früher hat Gina mit Gästen unter diesem Baum gejausnet und Keli getrunken. Jetzt hat sie nur mehr eine einzige Freundin, die Wagner Mitzi. Mitzi wohnt zwei Häuser weiter. Gina ist ab und zu bei ihr, nicht mehr so oft wie früher, aber es sitzen auch keine Gäste mehr unter dem Baum. Die Menschen meiden Gina. Gut, was ist schon gut? Eine Unterhaltung mit ihr ist anstrengend. Wem geht es wirklich gut? Nur das kleine Mädchen freut siech noch auf die Treffen mit Gina.

Mittlerweile schläft Gina auf einer Matratze im Wohnzimmer. Warum sie das macht, weiß niemand, nur Gina, aber es ist ihre Geheimnis, das sie immer in sich trägt, zusammen mit ihren Geschichten. Was heißt schon gut? Gina liebt die Welt, in der sie lebt, nicht immer, aber ab und zu, oder auch öfters, was bedeutet gut?

Gina ist eingeschlafen. Im Wohnzimmer. Am Boden. Auf der Matratze, von der nur Gina weiß, warum sie dort liegt. Das kleine Mädchen weiß nicht, dass Gina schläft.

▷▷ Die innere Sicherheit

von Friederike Gösweiner

1

An manchen Tagen erscheint alles falsch. Sogar der Regen. Im November häufen sich diese Tage, verschwimmen zu einer Nebelsuppe, aus der nur manchmal kurz ein Irrlicht hervorbricht. Ich habe dich verlassen. Heute vor einer Woche. Es war genau so ein Tag. Als ob es heute wäre. Sehe dich, in der Tür stehen, später dich auf deinem Bett sitzen, der Wecker tickt, ich stehe da, im Türrahmen, weiß, ich muss gehen und kann doch nicht. In solchen Momenten, worauf wartet man? Auf ein Zeichen, das die Unsicherheit verwischt? Jedenfalls kommt es nie, nicht bei mir. Also dreht man sich irgendwann doch um und geht. Schnell. Der Zweifel bleibt. Und ist auch heute noch in meinem Kopf. Ich vermisse dich, sitze am Fenster und alles ist falsch. Auch vorher, alles falsch, eine ganze Weile schon.

Sehe dich, wie du mit deinen Freunden lachst und nie mit mir. Bin müde von aller Anstrengung, dazu gehören zu wollen, möchte wieder Ich sein.

Jetzt darf ich. Aber allein. Allein sein entspricht in meinem Leben immer einer dumpfen, leeren Einsamkeit, die schleunigst überbrückt werden muss durch einen neuen Mann, eine neue Chance, eine neue Falle. Liegt es an mir oder der Welt, dass wir nicht miteinander auskommen? Stelle ich dieselben Fragen wie alle oder empfinde ich tatsächlich anders?

Wo liegt der Unterschied?

Wie leer kann ein Mensch sein.

Und wie traurig.

Es hat aufgehört zu regnen. Trotzdem ziehe ich den warmen Mantel über, als ich die Wohnung verlasse. Hoffe insgeheim, es möge wieder anfangen zu regnen, mich voll prasseln, die Straßen leer fegen. Möchte frieren, um wenigstens etwas zu spüren.

Draußen, der Mond, es wird schon früh dunkel. Man wird leichter depressiv um diese Jahreszeit. Ich wollte immer in den Süden, früher, im Winter, der Mattigkeit entfliehen, in ein fröhlicheres Leben hinein. Ich habe es nie getan.

Wir hätten es gemeinsam tun sollen. Aber wir haben nicht einmal ein gemeinsames Wochenende irgendwo geschafft. Immer später.

Ich glaube, es war alles meine Schuld. Nichts macht mich glücklich, ich kann mich nicht erinnern, ein Jahr lang glücklich gewesen zu sein. Die Frage ist, waren es alle anderen jemals?

Immer öfter denke ich mir, in den Köpfen der anderen findet sich ähnliche Leere, und in den Leben der anderen ist auch nicht mehr passiert. Der Unterschied ist nur, sie tun als ob. Sie sehen alles aus einem großartigere Blickwinkel. Nicht wie ich. Klein. Mies. Voller Zweifel.

Es regnet. Endlich. Ich freue mich. Also doch, ich empfinde. Bin also am Leben.

Wann genau beginnt das Ende? Ich frage mich das seit einer Woche. Vielleicht mit der ersten Verletzung. Ich glaube, das ist es.

Ein Bahnhof. Ein Streit. Vielleicht ein nichtiger Grund, der alles darunter zum ersten Mal freilegt. Bis dahin schlummert es im Verborgenen, in den beiden Köpfen. Aber einmal ausgesprochen, bleibt es immer im Raum dazwischen. Erzeugt Angst, Wut, Zweifel.

Du mochtest nicht, wie ich mit anderen Männern rede. Mit ihnen umgehe. Überhaupt Umgang habe. Wie lange schon hast du mir davon nicht erzählt? Ich wusste es im Voraus, wollte es aber nicht sehen. Seither war es immer da, wenn ich mit einem Mann gesprochen habe, der Blick

im Nacken, das Wissen, du missbilligst es.

Ich hasste deine Freunde. Einmal gesagt, warfst du es mir Dutzende Male vor.

Ein erster Streit schafft die Angriffspunkte für alle weiteren.

Hätten wir nie gestritten.

Ich setze mich auf eine Bank im Park. Sie ist nass, ich werde mit Sicherheit krank werden, ich verkühle mich leicht, es ist mir egal. Ich möchte hier sitzen. Und warten, bis die Tränen kommen. Sie werden da sein, bald, ich weiß. Und sich vermischen mit dem Nass des Himmels.

Im Grunde musste es so kommen, das Ende war vorhersehbar, wie alles andere auch. Das Leben, mein Leben, eine Endlosschleife. Nur eine Veränderung diesmal – ich bin gegangen, dir zuvorgekommen, nicht wie sonst immer darauf gewartet, dass es passiert.

Ich habe lange überlegt und viel nachgedacht. Du meinstest immer, zu viel. Ich denke zu viel. Ich frage dich, wie denkt man weniger?

Irgendwann war ein Ende klar, dir vielleicht nicht, du schaust nie in eine Zukunft und überlegst nie über diese Dinge, entscheidest spontan, aus einem Bauch heraus. So habe ich dir die Entscheidung abgenommen, die du erst hättest fällen müssen. Du hättest es getan, sicher, ich weiß.

Ein Streit. Dann ein nächster. Irgendwann zerbrach etwas. Ein erster Knick, später noch ein paar andere und einmal kommt der endgültige Bruch. Und dann, irgendwann, manchmal erst viel später, das wirkliche Ende.

Diesmal wollte ich uns beiden das ersparen. Habe ein Ende vorweggenommen und ein Leiden begonnen.

Ich nehme an, du sitzt in deinem Zimmer, auf dem Bett und siehst fern ohne fernzusehen. Starrst ab und zu in die Dunkelheit hinaus, Vorhänge gibt es ja nicht, ärgerst dich über die Regengeräusche und bist traurig.

Es wäre schlimm, wenn du nicht traurig wärst, ich wünsche mir, du bist es. Ebenso wie ich. Du wirst immer wieder denken, warum hat sie es getan, warum – und wirst bei allen Überlegungen niemals dahinter kommen.

Es kam ja alles so plötzlich. Der Schlüssel zu deiner Wohnung, den ich auf einmal von meinem Bund gelöst und dir zurückgegeben habe, du hast nicht gewusst, was ich tue, warst perplex – wie es heißt. Wusste ich es? Es war ein Automatismus, eine Laune. Ein plötzlicher Anfall von Wut und Stärke. Stolz auch. Ein Stolz, der mich verhindern ließ, dass ich mich wieder erniedrigen beginne vor einem anderen. Mich noch stärker wie Abfall fühle, stinkender, unbrauchbarer Müll, der möglichst alleine irgendwo verrotten solle.

Du hast ja nicht gewusst, dass ich krank bin.

Aber ja, ich bin es.

Wer sonst, sitzt wohl nachts in der Dunkelheit frierend im Regen und weint? Ich habe keine Nummer, die ich wählen könnte, außer die eines telefonischen Seelsorgedienstes. Und auch das habe ich bereits überlegt.

Alle anderen Nummern habe ich schon gewählt. Und geredet. Belanglosigkeiten. Ein Lachen geheuchelt. Ansatzweise erzählt, wie mir zumute ist. Aber keiner sieht es. Keiner hört mich. Keiner weint mit mir.

Früher habe ich die Zeit noch gestoppt, von einem Weinanfall zum nächsten. Dann irgendwann

die Dauer der Anfälle. Heute nichts mehr. Heute ist mir alles egal. Ich musste mich von dir frei machen, weißt du. Von allem muss ich mich frei machen. Und dann mich zu heilen versuchen, ein letzter Versuch. Dann sterben.

Das traurigste wird sein, dass niemand weiß, warum ich gestorben bin, bei meinem Begräbnis. Niemand wird es wissen. Niemand hat mich verstanden.

Der Regen wird leiser, der Mond bricht hervor durch die Wolken, ein schwacher Mond, der seinen Kampf gleich wieder verlieren wird. Ich bin nass, ganz nass. Werde nachhause gehen und wieder weinen, nach einer Weile.

Als ich im Bad liege, fühle ich mich fast wohl. Wärme lindert Schmerzen, auch seelische. Wenn ich in der Wanne liege und Debussy höre, muss ich immer an Bölls Clown denken. Ich bin noch nie so lang in der Badewanne gelegen, dass das Wasser schon ganz kalt war, aber ich mag es. Und glaube für Momente daran, dass ein Milch und Honigbad mich schöner macht, ich mich daher nicht mehr bei meinem Anblick im Spiegel sofort wieder hassen werde und träume für Sekunden davon, eine Lösung gefunden zu haben. Für mich.

Seit Jahren suche ich nach einem T-Shirt mit dem Aufdruck des bekannten Zitats aus „Ansichten eines Clowns“, aber ich habe noch keins gefunden.

Gegen verweinte Augen helfen in Schwarztee getauchte Wattepad.

Das weiß ich seit Jahren. Benutze sie oft. Und hasse mich jedes Mal mehr, weil alle Spuren verwischt sind und niemand ahnen kann.

Es geht besser. Wärme und Licht helfen. Vor dem Einschlafen werde ich wieder an dich denken. An die vielen Male, in denen ich in deinen Armen eingeschlafen bin. Du hast immer darauf bestanden, mich zu halten. Ich habe dir nie gesagt, wie sehr ich es geliebt habe. Der einzige Moment des Tages als kleines, schwaches, schutzbedürftiges Paket. Es fehlt mir. Ich möchte deine Nummer wählen und weinen. Mich um den Verstand weinen, meine Gedanken heraus-hämmern, dir eintrichtern, mich verständlich machen. Ich konnte es nie.

Und doch warst du es, dem ich mich über Jahre hinweg immer anvertraut habe. Dem ich versucht habe, mich zu erklären. Aber das Gefühl, verstanden zu werden, nimmt mit der Zeit immer ab, nie zu. Anfangs werfe ich mich mit einem blinden Enthusiasmus in eine neue Verbindung, sehe nur das Gemeinsame, Bindende zwischen zwei Menschen, aber nach einer Weile öffnen sich die Augen und plötzlich gibt es nur noch Unterschiede. Nur noch Unverständnis, nur noch Streit. Alles zu halb, nur ein Kompromiss, nie das absolute Gefühl der Richtigkeit.

Alles mein Fehler. Ich war nie zufrieden. Ich habe einen Streit um den anderen provoziert. Mir konntest du nicht genügen, niemand konnte mir je genügen, ich mir selber am wenigsten.

Also bin ich allein. Muss es bleiben. Und kann doch niemals glücklich sein. So. Im großen Bett ohne dich.

Ich nehme den Hörer ab und wähle blind deine Nummer. Unsere Nummer. Du meldest dich und ich kann nicht auflegen, bin gelähmt, höre deine Stimme, das erste Mal seit einer Woche. Eine müde Stimme, matt, traurig. Du schläfst noch nicht. Sagst meinen Namen, bittend, flehend, drei Mal. Seufzt. Ich drücke den Hörer auf die Gabel. Und weine.



Alles meine Schuld. Ich schäme mich. Was fehlt mir, was ist es, woran ich leide?
 Ich schlafe ein und wache erschöpft am Morgen wieder auf. Es ist ein sonniger, kalter Spätherbsttag.
 Mit eisiger Luft und klarem Himmel. In mir alles zerbrochen. Nichts ist richtig, auch heute nicht.
 Vielleicht nie wieder. Ohne dich.
 Nichts weiß ich. In mir alles aufgelöst.

Ich gehe ins Büro und rede den ganzen Tag wenig. Denke an dich, an uns. Rekonstruiere zum
 tausendsten Mal, warum ich ein Ende wollte. Warum ein Ende sein musste. Ich komme nicht
 mehr drauf. Ich bin krank. Niemand will eine Kranke, Irre. Und früher oder später hättest du es
 bemerkt. Dachte ich.
 Heute weiß ich, ich war dumm. Feig. Es war kein Stolz, es war pure Feigheit, die mir Mut machte.

Acht Stunden und eine Mittagspause lang wiederholt sich dieser Satz immerfort in meinem Kopf.
 Ich war dumm. Nichts anderes.

Nach der Arbeit im Supermarkt kaufe ich Toastbrot. Ich esse seit einer Woche nur noch Toast
 in allen möglichen Variationen. Unser Essen. Wir waren glücklich, ganz am Anfang. Mit Brot,
 Käse und Schinken. Mehr haben wir nicht gebraucht. Dann habe ich begonnen, alles zu zerstören.
 Du konntest mir nichts mehr Recht machen, wir haben gestritten.
 So sehe ich es heute. Vor einer Woche noch war ich voller Wut. Auf dich. Weil du nicht so sein
 konntest wie ich es haben wollte.

Es ist schwierig, eigentlich unmöglich, richtig zu reflektieren. Über Liebe. Und zwei Menschen.
 Alles erscheint jeden Moment in einem anderen Licht, es gibt keine Konstante, an die man sich
 halten kann. Doch, eine. Das Gefühl.
 Ich habe lang gebraucht, bis ich verstanden habe, dass das Gefühl bleibt. Es mag veränderlich
 sein, aber nur unter äußeren Einwirkungen. Verletzungen sind Gift. Zerstören alle Bande.
 Gewohnheit ist Gift, Alltag ist Gift. Wir waren beide Gift füreinander.
 Man kann nicht vernünftig über Dinge wie die Liebe reflektieren. Ich kann nicht vernünftig über
 uns reflektieren. Nicht, ohne zu weinen. Also weine ich wieder, über Schinken und Käse.

Wenn man eine Nacht nicht schlafen kann, nach einer getroffenen Entscheidung, so war sie
 falsch. Ich schlafe kaum seit einer Woche.

Weißt du, was ich am meisten an dir geliebt habe? Es war dein Geruch. Und dein Blick, wenn
 du am Morgen zum Fenster hinaus gesehen hast, ein verlorener Blick, noch nicht bereit für die
 Welt. Auch das habe ich nie gesagt.
 Wie sehr hast du gelitten an mir?

Es ist dunkel. Ich ziehe meinen warmen Mantel über und verlasse die Wohnung.

Vor deiner Tür hole ich Atem und zögere zu klopfen. Mein Herz schlägt heftig. Ich habe Angst.
 Und weiß nichts. Nur, dass du hinter dieser Tür traurig bist und ich hier stehe, voller Angst und
 Scham. Und nicht mehr weinen möchte, nur einen Abend lang.



▷▷ Biografien



Christina Lehner wurde in Steyr geboren. Sie absolvierte ein Studium der Wirtschaftswissenschaften in Wien, Frankreich und den USA. Nach Tätigkeiten im Vertrieb und Marketing entdeckte sie einen zuvor verborgenen Hang zur Kreativität. Sie diplomierte schließlich an der Höheren Grafischen Lehranstalt in Wien und arbeitet seitdem als freischaffende Grafikdesignerin. Christina Lehner hat bisher einen Essay im Rahmen des Siemens Literaturwettbewerbs veröffentlicht (.txtour 2001: "Die Sterngucker").



Gordan Duhacek wurde 1980 in Sarajevo geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Tuzla begann er ein Studium der Kommunikations- und Theaterwissenschaften an der Universität Wien. Gordan nützt seine Sprachkenntnisse (Bosnisch, Kroatisch, Serbisch, Englisch, Deutsch), um nebenbei als Übersetzer für Organisationen wie das International Centre for Migration Policy Development in Wien zu arbeiten.



Christian Hostomsky wurde 1983 in Wien geboren und absolviert gerade seinen Zivildienst. Davor hat er fünf Jahre lang die Handelsakademie besucht. Demnächst möchte Christian sich dem Studium der Theaterwissenschaften und der Religionswissenschaften widmen.

Götz Frittrang, geboren am 1977 in Friedrichshafen am Bodensee, studiert seit 1998 Germanistik, Journalismus und Anglistik an der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg. Dort moderiert er seit zwei Jahren den Poetry Slam. Nebenbei ist er festes Mitglied im Ensemble der Comedy Lounge, einer Kabarett- und Stand Up-Veranstaltung, die regelmäßig in Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg, Bad Nauheim und Schweinfurt stattfindet und demnächst in weitere Städte exportiert werden wird.

Aniraak Ynloken, geboren 1964 in Helsinki, als einzige Tochter einer Österreicherin und eines kaurismäkihaften finnischen Vaters. Schon bald übersiedelt in die österreichische Provinz, in der Kindheit begleitet von den Büchern Astrid Lindgrens, nach der Matura nach Wien, Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie. Mit 20 den Mann ohne Eigenschaften entdeckt, der seither das Leben begleitet. Aniraak lebt als historische Anthropologin und Schriftstellerin in Wien, in beiden Fällen geht es um menschliche Grundbefindlichkeiten und deren unterschiedliche kulturelle und zeitliche Ausprägung.

Manfred Bruckner wurde 1968 in Amstetten geboren. Er maturierte an der HTL Waidhofen/Ybbs in der Fachrichtung Elektrotechnik und absolvierte ein Germanistik- und Physikstudium. Nach längeren Auslandsaufenthalten in Zürich, Berlin, Paris und Opava/Prag versuchte er sich in unterschiedlichsten Bereichen: u.a. war Manfred Kellner, Grafiker, DJ, Universitätsassistent, Journalist und Consultant. Seit 2002 arbeitet er als Projektleiter für WKO.at.

Gertraud Klemm wurde 1971 in Wien geboren, besuchte in Baden das Gymnasium und studierte anschließend Biologie. Seit 1998 arbeitet sie als Biologin im Institut für Umweltmedizin der Stadt Wien, welches primär Wasseruntersuchungen macht. Seit 2003 ist Gertraud verheiratet,

noch ohne Kinder, zu ihren Hobbies gehören Musik (hören und machen), Kunst (anschauen), Literatur (lesen und machen) und Reisen.

Stefan Pointner wurde 1982 im steirischen Dorf Veitsch geboren. Als er nach der Matura in Mürzzuschlag seine Heimat Richtung Wien verlässt, verfällt der Waldbauernbub ganz der Magie der Worte und entschließt sich, Germanistik und Spanisch zu studieren, was er auch heute noch mit Freude tut.

Anna Weidenholzer wurde 1984 in Linz geboren und verbrachte den Großteil ihres Lebens in dieser Stadt: Kindergarten, Volksschule, AHS, Matura. Seit Oktober 2002 studiert sie Komparatistik in Wien und lebt auch dort. Bis zum FM4-Literaturwettbewerb ist sie mit noch keinem ihrer Texte an die Öffentlichkeit getreten, hat aber bereits als Kind diverse Reiterhofgeschichten und Antikriegsgedichte verfasst.

Friederike Gösweiner wurde 1980 in Rum in Tirol geboren und ist in Schwaz aufgewachsen. Im Herbst 1999 begann sie ein Studium (Deutsche Philologie und Politikwissenschaft), derzeit schreibt sie an ihrer Diplomarbeit. Während ihres Studiums hat Friederike die erste Liebe erlebt und den ersten Liebeskummer überstanden, aufgehört Klavier zu spielen und begonnen als Rad-Reiseleiterin zu arbeiten. Nach dem Diplom möchte sie endlich was von der Welt sehen.